Bessy.

Roman in sechs Bänden

von

Julia Kavanagh,

Verfasserin von „Beatrice“, „Dora“, „Silvia“ ꝛc.

Autorisirte Ausgabe.

Sechster Band.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1873.

Berlin

Erstes Kapitel.

Der ganze Plan, die Ausstellung von Farrenkräutern betreffend, war, wie ich später erfuhr, Elisabeth's Werk. Sie liebte Aufregung und Veränderung in jeglicher Gestalt, und eine Menge Menschen um sich zu sehen, die ihr doch ganz fremd und gleichgültig waren, hatte für sie jederzeit einen großen Reiz. Für die Farrenkräuter im Allgemeinen hatte sie nicht das geringste Interesse, denn noch am Morgen des Tages, wo die Ausstellung stattfinden sollte, versicherte sie mir, daß es ihr im Grunde ganz gleich sei, ob sie Petersilie oder das seltenste Farrenkraut vor sich hätte.

Auch ich hätte eigentlich keine rechte Freude an irgend einer Schaustellung, welcher Art sie auch sei, haben dürfen, denn ich fühlte mich noch recht herzlich unglücklich; jedoch die Jugend verlangt ihre Rechte, und die Aussicht auf Polly und Ellinor, die mich besuchen sollten, und vor Allem die Ausstellung beschäftigte mich sehr angenehm. Der Freitag war trübe und regnerisch gewesen, wie groß

war also meine Freude, als der Sonnabend mit hellem, freundlichem Sonnenlichte durch meine Fenster sich ankündigte! Es war der zur Ausstellung bestimmte Tag, ich kleidete mich hastig an und lief hinunter in den Garten, an dessen äußerstem Ende das Zelt errichtet worden war. Da stand es denn auch in seiner ganzen Schönheit, schneeweiß mit rothen Streifen, zierliche rothe Wimpel wehten in der Morgenluft, und mich entzückte der Anblick so, daß ich auf Miß Russell, die sich soeben auf ihrem gelben Stuhl dorthin rollen ließ, zueilte und jubelnd ausrief:

„O, Miß Russell, wie reizend ist das Zelt! Haben Sie je etwas Hübscheres in dieser Art gesehen?“

„Ich erinnere mich eines viel hübscheren Zeltes vor zwanzig Jahren,“ sagte Miß Russell seufzend.

„Hübscher? War es auch so gestreift, roth und weiß, Miß Russell?“

„Ja wohl, die Hoffnung hatte es mit den Farben des Regenbogens geschmückt,“ entgegnete die alte Dame traurig. „Bitte, gehen Sie jetzt noch nicht hinein!“ rief sie fast kreischend Elisabeth zu, die eben herbeigekommen war und in das Zelt treten wollte.

„Niemand darf hinein, ehe die Ausstellung beginnt.“

Die schöne Frau wandte sich auf der Schwelle des Zeltes, die schon halbgehobene Leinwand des Einganges noch in der Hand, nach der Sprecherin um und lächelte stolz zu ihren gebieterischen Worten.

„Es ist ja überhaupt gar nichts darin zu sehen," sagte sie mit verächtlichem Tone, indem sie die Zeltwand zufallen ließ, „als ein paar Blumentöpfe, in denen Unkraut gezogen worden ist."

„Bitte um Vergebung, das sind meine eigens gezogenen Farrenkräuter," sagte Miß Russell scharf. „Ich weiß zwar, daß Mr. Gray sich seine Exemplare aus London kommen läßt und deshalb sicher den Preis gewinnt, nichtsdestoweniger bringe ich meine selbstgezogenen Pflanzen zu Markte, denn auf Ruhm mache ich keinen Anspruch."

„Da sind wohl Mr. Gray's Pflanzen nicht echt?" frug Elisabeth unschuldig.

„Bitte, fragen Sie mich nicht über dergleichen Dinge," entgegnete die Dame mit großer Bitterkeit. „Sie sind ja durch Mr. Gray's Ausspruch als „Königin der Farrenkräuter" proclamirt worden, so werden Sie doch auch etwas davon verstehen!"

Elisabeth lachte fröhlich, nahm jedoch den Fehdehandschuh nicht auf. Miß Dunn, welche sich natürlich auch eingefunden hatte, flötete lieblich dazwischen:

„Das sieht wieder Mr. Gray so ähnlich! Er versteht es, allen Damen etwas Schönes zu sagen. „Königin der Farrenkräuter." Wie allerliebst!" Dabei lachte sie spöttisch.

Elisabeth's blaue Augen flammten über diese Unverschämtheit ihrer geheimen Feindin. Ich sah, daß die drei

Damen auf dem besten Wege waren, einen Streit zu beginnen, und hielt es für gerathen, mich eilig davon zu machen. Aus der Ferne leuchtete das zweite Zelt, für die Erfrischungen bestimmt, mir entgegen, dorthin begab ich mich, fand aber darin noch keinen Anfang gemacht, alle die Herrlichkeiten, die verwöhnte Gaumen zu reizen bestimmt waren, aufzuhäufen. Enttäuscht wandte ich mich ab und ging wieder zu dem verbotenen Heiligthum, zum Ausstellungszelt, zurück. O, Freude über Freude, es war unbewacht, die Damen hatten sich entfernt. Schnell, wie ein Gedanke, schlüpfte ich hinein und — fand mich Angesichts Mr. Herbert.

Seit jenem Tage, wo ich ihm seinen Zorn gegen mich vorgeworfen hatte, waren wohl kaum zehn Worte zwischen uns gewechselt worden. Er hatte sich nicht zu vertheidigen versucht und war kühl und ernst geblieben. Augenscheinlich gefiel ihm mein Hereindringen durchaus nicht, denn er sah so verdrießlich aus, daß mir die Thränen in die Augen traten.

„Mr. Herbert," rief ich fast weinend, „Sie scheinen Ihre Freunde absichtlich verkennen zu wollen. Warum thun Sie das? Ich habe Ihnen immer nach besten Kräften zu nützen gesucht, und dennoch zürnen Sie mir. Ich weiß wohl warum," fügte ich hinzu, mit weit mehr Aufrichtigkeit als Klugheit, „Sie sind nur deshalb so böse, weil Sie Mr. Gray fürchten!"

„Um des Himmels Willen," rief er fast leidenschaftlich, „sagen Sie nur das nicht!"

„Aber ich versichere Ihnen, er darf durchaus keine Hoffnungen hegen," fügte ich, ihn zu beschwichtigen, hinzu, „glauben Sie mir das nur, Mr. Herbert."

Er sah mich eine Weile sehr ernsthaft an, dann sagte er sehr ruhig zu mir: „Würden Sie wohl eine Botschaft von mir an Mrs. Henry überbringen, Miß Carr?"

„O, mit Freuden," rief ich schnell, obschon er meine Bereitwilligkeit nur mit einem kalten: „Ich danke Ihnen" lohnte. „Was soll ich ihr sagen?" frug ich nach einer Pause.

„Einfach nur, daß ich ihr etwas zu sagen hätte, was schriftlich mitzutheilen nicht möglich wäre, daß sie mir deshalb Gelegenheit geben möchte, sie noch heute, nicht morgen, sondern heute, allein auf ein paar Augenblicke zu sprechen."

Seine Augen blickten dabei so ernst, die Stimme klang so ruhig und unbewegt, daß ich ihn mit einem Gemisch von Zweifel und Staunen betrachtete.

„Wollen Sie es übernehmen, ihr dies zu sagen?" frug er.

„Gewiß," entgegnete ich, „aber ist das Alles?"

„Alles, was diesen Gegenstand betrifft. Und nun," fügte er mit gänzlich verändertem Ton und Wesen hinzu,

„rathen Sie mir wegen der Aufstellung dieser Farrenkräuter. Ich bin kein Betheiligter, und Miß Russell hat mich deshalb mit dem Arrangement derselben beauftragt. Da Sie auch bei der Ausstellung unbetheiligt sind, so dürfen Sie mir wohl bei dieser wichtigen Sache beistehen."

„Aber vielleicht würde Miß Russell es ungern sehen, wenn ich Ihnen dabei helfe," erwiederte ich, denn ich wollte der Versuchung nicht sogleich nachgeben.

„Lassen Sie Miß Russell böse werden, was thut das?" entgegnete er lächelnd. „Auch braucht sie es gar nicht zu erfahren."

Mir gefiel dieser kleine, im Geheimen ausgeführte Schelmenstreich außerordentlich, deshalb zögerte ich nicht länger. Es war auch in der That ein gar zu verlockender Anblick. Ein wahrer Wald der reizendsten, gefiederten Kräuter umgab uns. O, wie konnte Elisabeth sie mit Unkraut vergleichen! Und ohne daran zu denken, daß man mich bei dem Frühstück vermissen würde, gab ich mich dem Vergnügen hin, die prächtigen Pflanzen mit Mr. Herbert aufzustellen und passend zu ordnen. Wie schwelgten wir Beide, bei der Betrachtung unserer Lieblinge, in süßen Erinnerungen an den Wald von Fontainebleau! Und immer trafen wir wieder mit unserem Geschmack zusammen, indem wir oft die einfachsten Farrenkräuter, die wir so vielfach in den kühlen Grotten bewundert hatten, den seltensten ihrer Gattung vorzogen.

„Wenn ich als Richter den Preis zu vertheilen hätte, ich würde ihn jenem zartgefiederten Farrenkraut geben, welches wir mit dem Namen: Lady-fern bezeichnen. Mir scheint das die wahre Königin dieser Species zu sein.“

Das Wort „Königin“ rief mir Elisabeth in's Gedächtniß zurück. Hatte ich so eben nicht die beste Gelegenheit versäumt, um Mr. Herbert die gewünschte Zusammenkunft zu verschaffen? Wie leicht hätte ich Elisabeth hierher holen können! Aergerlich über meine Gedankenlosigkeit rief ich: „Ach, wie Schade! Jetzt hätten Sie so gut mit Elisabeth sprechen können! O, weshalb habe ich sie nicht gleich geholt!“

„Sie würde doch nicht gekommen sein,“ sagte er schnell. „Gehen Sie nicht, es ist doch unnütz — sie kommt doch nicht.“

„Aber versuchen kann ich es doch,“ drängte ich, indem ich mich dem Ausgange zuwandte. „Wie ärgerlich, daß ich nicht gleich daran gedacht!“

„Und wie ärgerlich, daß Sie mir nie glauben wollen!“ rief er verdrießlich. „Ich versichere Ihnen, Elisabeth wird Ihnen nicht folgen.“

Er sprach so gereizt, daß ich mich, schon an der Schwelle des Zeltes, noch einmal umdrehte, um ihn anzusehen. Seine Stirne war geröthet und, obgleich er zu lächeln versuchte, zuckten doch die Lippen in offenbarer Erregung. Was konnte wohl der Grund dieser Heftigkeit

sein? Ich war wirklich erstaunt. Hatte Mr. Herbert gar Launen? Ich fühlte mich etwas beleidigt durch sein Wesen.

„Aber, Mr. Herbert," rief ich, „es geschieht ja nur, um Ihnen gefällig zu sein!"

„Ich bitte um Vergebung," entgegnete er, sich steif verbeugend.

Ich erwiederte den Gruß ebenso steif und entfernte mich eilig von dem offenbar sehr Verdrießlichen.

„Wie unliebenswürdig doch die Liebe manche Menschen macht!" dachte ich, während ich dem Hause zuschritt. „Ich entsage dem Vergnügen, mit Mr. Herbert vereint die reizenden Pflanzen zu ordnen, nur um ihm einen Freundschaftsdienst zu erweisen und Elisabeth herzurufen, und wie lohnt er es mir? Er wird wirklich übellaunig und unliebenswürdig, das muß ich gestehen."

War schon Mr. Herbert unliebenswürdig, so fand ich seine schöne Angebetete doch noch weit ungnädiger, denn kaum hatte ich ihr halb athemlos meine Botschaft zugeflüstert, glücklich sie allein zu treffen, da sie eben zum Frühstück gehen wollte, als sie sich stolz und kalt hoch aufrichtete und mich mit Blicken maß, die mich erschreckten.

„Ich verstehe Dich wirklich nicht, Bessy," sagte sie, „was fällt Dir nur ein, etwas so Albernes zu bestellen? Ich sollte zu Mr. Herbert in das Zelt kommen, um mit ihm heimlich zu sprechen?"

„Den Vorschlag, es im Zelte zu thun, habe ich ge-

macht," unterbrach ich sie rasch, aber gewaltig entnüchtert. „Er wünschte nur, Dich heute einmal allein sprechen zu können, Elisabeth."

„Er mag es versuchen," sagte sie verächtlich. „Ich werde keinen Schritt deshalb thun, denn ich habe Mr. Herbert nichts zu sagen, was nicht die ganze Welt hören dürfte."

Mit diesen Worten trat sie in das Haus und ließ mich so verdutzt und beschämt zurück, daß mir der Muth gänzlich mangelte, Mr. Herbert den Erfolg meiner Sendung zu hinterbringen.

Die Pflanzenausstellung, zu der von Nah und Fern Miß Russell's Bekannte und Nachbarn die schönsten Exemplare gesendet hatten, mußte ganz natürlich auch durch Preisvertheilung und öffentliches Lob gekrönt werden. Ohne das wäre es nicht abgegangen, denn Miß Russell, obgleich sie immer that, als wisse sie, daß sie keinen Preis erhalten würde, brannte doch im Stillen darauf, besonders ausgezeichnet zu werden. Mr. Herbert gehörte mit zu den Preisrichtern, und die Dame des Hauses ließ kein Mittel unversucht, dem jungen Manne das Resultat der Berathung des Comites abzulocken. Er blieb jedoch unerschütterlich, und Miß Russell war höchst ungnädig darüber. „Natürlich bekomme ich weder Preis noch Lob!" sagte sie bitter. „Fahrt mich in den Schatten, Brown," rief sie heftig ihrem Diener zu, der den Stuhl rollte.

„Die arme Miß Russell, sie sehnt sich so danach, den Preis zu gewinnen!“ sagte ich zu meinem Vormund, der neben mir stand.

Er lachte über meine Einfalt. „Sie ist eine große Schauspielerin, weißt Du das noch nicht, Bessy, und hast doch nun schon so lange mit ihr unter einem Dache gelebt? Sie spielt jeden Tag eine neue Rolle und je aufregender, je lieber.“

Mein Vormund hätte vielleicht noch mehr hinzugefügt, aber Miß Russell ließ sich eben, trotz der Sonne, wieder zum Zelte hinrollen.

„Ich glaube wahrhaftig, es ist schon zwei Uhr,“ sagte sie, „und die Ausstellung wird gleich eröffnet werden. Ich werde lieber eintreten, ehe die ganze Menge kommt.“

„Sie werden wohl noch eine Viertelstunde warten müssen,“ sagte Herr von Lusignan, indem er auf seine Uhr sah.

„Ihre Uhr geht nach,“ entgegnete die Dame ungeduldig. „Rollt mich hinein, Brown.“

Der gelbe Stuhl wurde hineingerollt. Wir folgten nach, und ein Schrei des Entzückens verkündete Miß Russell's glänzenden Sieg.

„Sehen Sie, Miß Carr, ich habe den Preis gewonnen!“ rief sie jubelnd, mich an ihre Seite winkend. „An meiner „lady-fern“ steckt das Zeichen, der erste Preis gehört mir.“ Und ohne meine Antwort abzuwarten, ohne

nur einen Blick auf die andern Farrenkräuter zu werfen, fügte sie eilig hinzu: „Rollt mich hinaus, Brown! Ich sehe Mrs. Thomas Gray kommen.“

Der Befehl wurde sofort vollzogen, und ich hörte ihren enthusiastischen Ausruf, mit welchem sie Mrs. Gray begrüßte: „Ich habe den Preis gewonnen, wünschen Sie mir Glück! Mein selbstgezogenes Exemplar ist als „Königin“ proclamirt worden.“

„Wirklich?“ tönte die sehr langgedehnte Antwort, und die Dame trat, von ihrem stattlichen Schwager begleitet, in das Zelt.

„Sehr reizend, lieblich in der That,“ murmelte Mr. Gray, indem er in dem Zelte auf und nieder schlenderte und mit kritischen Blicken die Pflanzen musterte. Ehe er mich bemerken konnte, war ich leise hinausgeschlüpft, denn ich sehnte mich nach meiner kleinen Polly, die um zwei Uhr bei mir sein sollte. Sie war auch schon da, als ich das Haus erreichte, und ihre erste Begrüßung war:

„Wo ist denn die Puppe?“

„Sie ist noch nicht da, Polly. Aber wo bleibt denn Ellinor?“

„Sie ist krank. Warum kommt aber die Puppe immer noch nicht?“

„Wahrscheinlich ist der Sonnenschirm noch nicht fertig. Aber was fehlt nur Deiner Ellinor?“

Aber vergebens war mein Bemühen, Polly's Sinn

von der Puppe abzulenken, selbst die Freundschaft zu Ellinor erwies sich als ein sehr wenig erquickliches Thema. Ich nahm das Kind mit in die Pflanzenausstellung, ich fütterte sie mit allen guten Sachen in dem Erfrischungszelt, ich ließ sie die Musik hören, so lang und so viel sie wollte, aber Alles war umsonst; die Puppe war und blieb der immer wiederkehrende Refrain jeder Frage und jeder Antwort Polly's. Es war wirklich langweilig und ich ertappte mich bisweilen bei dem Gedanken, Polly hätte doch lieber in Australien bleiben können, statt mich so zu quälen. Die Menge fremder Menschen rund um mich her langweilte und beängstigte mich auch. Ich kannte ja kein einziges Gesicht darunter und, die Wahrheit zu gestehen, es lockte mich auch keins; so wanderte ich denn umher wie verloren, ohne Freund und ohne Freude.

Unter den vielen Besuchern der Ausstellung fiel mir eine junge Dame besonders auf, da ich ihr leider beständig begegnete. Weder vorher noch nachher habe ich sie jemals wieder gesehen, an diesem Tage aber brachte mich das Schicksal immer mit ihr zusammen. Sie hieß Miß Reymond, das wußte ich, denn Miß Dunn hatte sie mir vorgestellt. Wahrscheinlich hielt sie mich für Polly's Gouvernante, denn sie beehrte mich mit einem ganz impertinenten Anstarren, als wollte sie mir sagen: wie darfst Du es wagen, in meiner Nähe aufzuathmen! Ich traf sie darauf in dem Zelte wieder, und der erste fatale Eindruck ver-

stärkte sich. Die junge Dame — wenigstens war ihr Anzug der jugendlichste, so wie auch die Frisur — hatte kleine, blonde Löckchen rund um ein kleines Gesicht, helle Augen und Augenbrauen, sehr nichtssagende Züge, eine Gestalt, dünn zum Zerbrechen, und war in die luftigsten Stoffe gekleidet, die man nur wählen kann, mit Bändern, Schleifen, Blumen und Puffen aufgeputzt und aufgerafft, damit die Wolke an Umfang gewinne; auf dem kleinen Kopfe saß das kleinste Hütchen. Doch gegen die Zierlichkeit der äußern Erscheinung bot die Entschiedenheit des Auftretens des jungen Fräuleins, besonders ihrer Mutter gegenüber, einen sonderbaren Contrast. Sie nannte zwar diese arme Mama beständig „Liebchen", aber der Ton, in welchem das „Liebchen" angeredet wurde, entsprach nicht oft dem Begriff des Wortes. Die Mama war eine kräftige, knochige, rothhaarige Frau, die sich unter der eisernen Ruthe des dünnen Töchterchens beugen mußte.

„Nun, Liebchen," hörte ich Miß Raymond scherzend sagen, „kommst Du endlich?"

„Aber, liebes Kind, ich möchte doch erst die Ausstellung besehen," entgegnete „Liebchen".

„Was ist denn daran zu sehen?" war die strenge Antwort der Tochter.

„Aber, liebes Kind, deshalb sind wir ja hergekommen," sagte die glückliche Mutter.

„Aber, Liebchen, ich möchte, Du hörtest einmal davon

auf," sagte Miß Raymond sehr scharf, denn sie hatte es hier mit offener Rebellion zu thun; „Du weißt, daß Du vollkommen genug gesehen hast."

Aber Liebchen erwiederte mit großer Geschwindigkeit: — „Nein, liebes Kind, ich habe kaum die Hälfte gesehen."

„Ganz genug!" rief die Tochter ungeduldig. „Auch möchte ich Dich bitten, mich nicht immer „liebes Kind" zu nennen. Das klingt so schulmeisterlich, aber Du bleibst nun einmal dabei, ich kann sagen, was ich will."

Liebchen beugte den rothen Kopf unter dem gerechten Vorwurf.

„Ja, das werde ich mir wohl schwerlich abgewöhnen," sagte sie demüthig, „ich habe Dich so genannt, als Du ein kleines Ding warst, da gewöhnt man sich das nicht so leicht ab, und —"

„Ach, wenn Du wolltest, so könntest Du es auch!" rief Miß Raymond verächtlich. „Ich weiß aber nur zu gut, daß Du immer dabei bleibst, was Du Dir einmal in den Kopf gesetzt hast."

Nachdem sie also gesprochen, hob das Fräulein ihr Köpfchen noch einmal so hoch, während „Liebchen" es noch tiefer senkte als gewöhnlich und nachfolgte.

Nun muß ich zwar gestehen, daß Miß Raymond nicht immer so unliebenswürdig war, als sie sich heute zu zeigen beliebte. Der Hauptgrund ihrer Verstimmung mochte wohl darin zu suchen sein, daß eine andere Dame, die ein noch

weit mehr aufgebauschtes und aufgeputztes Kleid trug als sie selbst, sich im eifrigen Gespräch mit jenem geistreichen jungen Herrn, dessen Tischnachbarin ich kürzlich gewesen war, befand. Nach kaum einer halben Stunde traf ich die junge Dame mit der Mama wieder, und zwar in dem Zelt für Erfrischungen. Sie war in bester Laune, scherzte und lachte mit ihrem Begleiter, demselben liebenswürdigen Jüngling, und „Liebchen“ durfte ungestraft und ohne Vorwurf unzählige Tassen Thee im Verborgenen schlürfen.

Mir that der Kopf weh von der Hitze, dem Geräusch und dem Geschwätz von Groß und Klein, denn Polly hatte noch nicht aufgehört, mich wegen der Puppe zu quälen. Ich sehnte mich nach Schatten und Kühle, deshalb ging ich nach dem kleinen See, und da bis jetzt Niemand das schattige Plätzchen entdeckt hatte, so fand ich mich mit Polly dort ganz allein.

„Ist es nicht herrlich, Polly?“ rief ich entzückt, mich in das Gras unter dem Schatten der überhängenden Bäume werfend.

„Nein,“ entgegnete Polly, höchst verdrossen. Ich machte mir jedoch nichts aus ihrer üblen Laune, ich war schon ein wenig abgehärtet worden, und so ließ ich sie denn für sich brummen. Ich schaute träumerisch hinaus auf den See, wo das hohe Schilf am Ufer rauschte, ich sah die Wasserlilien so blendend weiß und still auf der spiegelklaren Fläche dahin gleiten, und eine Ruhe und

wohlthuende Frische fing an mein ganzes Wesen zu durchdringen.

Wir waren noch nicht lange dort, als ich Elisabeth's klare Stimme durch die Bäume zu mir herübertönen hörte. Ich sah sie auch bald aus dem Schatten derselben heraustreten. Ihre Begleiter waren Mr. Gray und Mr. Herbert. Sie sah strahlend schön aus, das Gesicht war von der Hitze geröthet und sie fächelte sich Kühlung zu. Sie sah mich sofort, nickte mir freundlich zu, dann wandte sie sich zu den Herren und sagte im Tone einer Fürstin: „Ich bin müde."

Augenblicklich hatte Mr. Gray eine Moosbank im Schatten entdeckt, und Elisabeth setzte sich ermattet nieder. Der ältere Herr nahm neben ihr Platz, während Herbert stehen blieb. Er lehnte mit dem Rücken gegen einen Baum, wie mir es schien, in der Absicht, ihr liebliches Gesicht besser sehen zu können.

„Malen Sie denn noch, Mr. Herbert?" frug die Schöne plötzlich, und ohne auf seine Antwort zu warten, fuhr sie fort: „Ich frage nur, weil es mir scheint, als studierten Sie eben einen passenden Gegenstand."

„Sie haben Recht," erwiederte er lächelnd, „das thue ich, und zwar einen sehr schönen Gegenstand."

Elisabeth sah so unbefangen nach dem See hin, als wäre dort allein der schöne Gegenstand zu suchen, Mr. Gray jedoch lächelte. Ich glaube nicht, daß er sehr eifer-

süchtiger Natur war. Ja, ich bin sogar davon überzeugt, er würde, falls die schöne Elisabeth seine Gattin gewesen wäre, nichts dagegen haben, wenn die ganze Welt ihr huldigend zu Füßen läge.

„Ich glaube gehört zu haben, daß Mr. Herbert's Hauptstärke in Landschaften liegt?“ bemerkte der ältere Herr langsam.

„Meine Stärke lag wohl überhaupt nirgends,“ sagte Herbert ziemlich trocken, „aber ich zeichnete und malte auch Köpfe und Figuren.“

„Das war ein reizendes Bild, welches Sie von Miß Carr gemacht haben, Mr. Herbert!“ sagte Elisabeth. „So poetisch aufgefaßt und doch so lebenswahr!“

Die Luft war so ruhig, daß jedes Wort zu mir herübertönte, ich sah auch deutlich, wie Mr. Gray seine kalten, grauen Augen prüfend auf mir ruhen ließ, als wolle er untersuchen, in wie fern es möglich sei, mich ähnlich und doch poetisch darzustellen. Herbert schwieg, doch Elisabeth fuhr fort:

„Das war eine reizende Zeit in Fontainebleau, Mr. Herbert!“

Mir schien es, als ob tiefes Roth über sein schönes Gesicht sich verbreitete und ich glaubte den Glanz der Augen zu sehen, der, von der Erinnerung belebt, aus ihnen strahlte. Die Stimme jedoch klang leise und gepreßt, als er sagte: „Es war wohl mehr als reizend.“

Nun war wohl Mr. Gray nicht eifersüchtig, aber er war reizbar und empfindlich.

„Ich hasse Fontainebleau," sagte er mit einem verächtlichen Zucken der Lippen. „Was sieht man denn daran? Einen ewig langen Palast, einen ewig langen Wald, endlose Felspartien, Alles endlos!"

„Ich habe für Fontainebleau geschwärmt," sagte Elisabeth scharf. „Ich hielt den Ort für den schönsten der Welt. Mir gefiel Alles, der Wald, der Palast, die Felsen, kurz — Alles!"

Dabei blickte sie trotzig auf Mr. Gray, der den Stich schweigend hinnahm. Ich vermuthe, daß Mr. Herbert durch diese Wendung des Gespräches ermuthigt wurde, denn er hub wieder mit fröhlichem Lachen an: „Erinnern Sie sich noch an Barbison und an Ganne's Wirthshaus? Die köstlichen Karrikaturen in allen Zimmern! Denken Sie noch daran?"

„Scheußliches Zeug!" rief Mr. Gray, jetzt offenbar gereizt.

Wahrscheinlich erinnerte sich Elisabeth in diesem Augenblicke, daß sie ihrem früheren Verehrer jetzt genug Gnade erwiesen habe, und beeilte sich das Gleichgewicht zwischen ihm und dem neuen Bewunderer ihrer Schönheit wieder herzustellen, denn sie sagte gleichgültig:

„Ich entsinne mich der Bilder nicht genau genug, um sie zu beurtheilen."

„Sie hätten sie vergessen?“ rief Mr. Herbert mit ungeheucheltem Erstaunen.

„Warum nicht? Ich vergesse Orte und Gegenstände sofort, wenn sie mir entrückt sind,“ entgegnete sie, indem sie sich erhob. „Ich kann nun einmal nichts dafür,“ fügte sie hinzu und blickte bei diesen Worten Mr. Gray voll ins Gesicht, „mein Interesse an Allem, was ich gern habe, schwindet, wenn es mir aus den Augen ist.“

Er lachte. Ihm schien diese Offenheit sehr zu gefallen.

„Aber Sie sagten doch eben noch, daß Sie für Fontainebleau schwärmten?“

„Und so war es auch,“ erwiederte die schöne Frau und schaute den Frager mit den tiefen, blauen Augen an, „das that ich auch, deshalb aber brauche ich es doch jetzt nicht mehr zu thun. Ich würde mir nichts daraus machen, wenn ich den Ort niemals wieder sähe.“

„Man muß Ihnen also immer nahe sein, um Ihr Interesse wach zu erhalten?“

„Ach, lieber Himmel, das wäre aber doch zu langweilig!“ rief sie lachend.

„Ihnen, gewiß; aber die Versuchung liegt nahe für Andere.“

Mehr hörte ich nicht, denn sie waren in das Gehölz gegangen, das wieder nach dem Parke führte. Mr. Herbert kam zu mir.

„Man sagt, die Frauen seien veränderlich, Bessy,“

sprach er. „Welch' ein Irrthum! Elisabeth wenigstens ist sich gleich geblieben, ist dieselbe noch wie an dem ersten Tage unserer Bekanntschaft."

Ich war aufgestanden und hielt die kleine Polly an der Hand. Ich glaubte, er würde bei uns bleiben. Aber wenn Frauen unveränderlich sind, so der Mann nicht minder. Dem Zauber ihres wehenden Gewandes, das hin und wieder noch durch die Büsche schimmerte, vermochte er nicht zu widerstehen. Er stand eine Weile still, murmelte dann etwas vor sich hin, was ich nicht verstand, verließ mich plötzlich und folgte den Schritten seiner Göttin. Für mich hatte nun der stille See seinen Reiz verloren: ich ließ mich von Polly zu den lockenden Genüssen des Erfrischungszeltes zurückschleppen.

Noch einmal stieg Mr. Herbert's Stern, als ich eine Stunde später die Drei wieder sah: Mr. Gray trug jedoch seinen Fall sehr gelassen. Wenn ihm die Schöne auch kein Lächeln gönnte, so konnte sie doch seinen Augen nicht verwehren, sie anzusehen und sich an ihrer Lieblichkeit zu berauschen.

Um fünf Uhr endlich war die Ausstellung beendigt. Die Musik hörte auf zu spielen, das Zelt mit den materiellen Genüssen war sehr leer geworden, die Gäste schaarten sich zusammen und Alle sahen aus, als hätten sie nun vollkommen genug. Miß Russell saß in ihrem gelben Rollstuhl an der Schwelle des chinesischen Pavillons

und schaute den scheidenden Gästen mit kritischen Blicken nach. Sehr seltsam aufgeputzte Damen gab es in Menge, weniger schwarze Röcke, und nur hin und wieder das braune Gesicht eines Gärtners, der mit Weib und Kind gekommen war, sich die Pflanzen mit Kennerblick anzusehen.

„Die mußten natürlich auch dabei sein," sagte Miß Russell vertraulich zu mir, indem sie auf diese Leute wies, „die freuen sich darüber mehr wie die Anderen. Und, entre nous, Miß Carr, die essen nicht halb so viel von den Kuchen und den Süßigkeiten, als wie die jungen, eleganten Damen mit den luftigen, duftigen Kleidern und den unersättlichen Magen. Wie die dreinhauen können, das habe ich heute beobachtet!"

Wenn Miß Russell heimlich sprechen wollte, so hörte man es immer doppelt so deutlich. Ich hätte vor Scham in die Erde sinken mögen, denn eben schritt Miß Raymond mit dem geistreichen, jungen Herrn dicht an uns vorüber. Sie mußte jedes Wort gehört haben. Natürlich würdigte die Beleidigte die Herrin des Hauses keines Grußes, sondern starrte sie nur mit kalter Verachtung an. Mich übersah sie gänzlich.

Aber zum Glück für mich nahte sich jetzt „Liebchen" und eilte gleich auf Miß Russell zu. Sie sprach ihr Entzücken über Alles aus, und die Schleußen ihrer Beredsamkeit waren weit geöffnet. Ich benutzte den günstigen Augenblick, wo Miß Russell von dieser Fluth erfaßt

wurde, und schlüpfte davon. Ich war jedoch nicht weit gekommen, als ich meinem Vormund begegnete. Er war den ganzen Tag über finster und wortkarg gewesen, jetzt aber sah er furchtbar zerstört und düster aus, so daß es mir ganz unheimlich zu Muthe wurde, als ich ihn ansah. Obgleich er mich sehen mußte, schritt er doch wortlos an mir vorüber. Ich blieb stehen, um ihm nachzusehen, wohin er ging, damit ich ein abermaliges Begegnen vermeiden könnte, und während ich so stand, gesellte sich Mr. Herbert zu mir. Mir fiel der tiefe Ernst seiner Züge auf.

„Polly ist fort," sagte ich. „Jane hat sie vor ungefähr einer halben Stunde abgeholt. Sie zürnt mir, die Kleine, wegen der Puppe, aber ich kann sie wirklich nicht herbeizaubern."

Mr. Herbert antwortete nicht, blickte mich eine Weile ruhig und ernst an, dann sagte er:

„Sie haben meinen Auftrag an Elisabeth ausgerichtet?"

„Gewiß, ich sagte ihr sofort, daß Sie sie zu sprechen wünschten, sie sprechen müßten."

„Deshalb vermeidet sie ein Alleinsein mit mir so ängstlich. Es ist mir nicht gelungen, ihr zu sagen, was sie doch wissen muß. Es ist so schmerzlich, wenn man sehen muß, wie ein schönes, edles Geschöpf sich muthwillig ins Unglück stürzt."

Mir sank das Herz bei diesen Worten.

„O, gehen Sie nicht!“ rief ich. „Ich will wieder mit ihr sprechen! Verlassen Sie sie nicht!“

Ich wendete mich zum Gehen, seine Hand hielt mich zurück.

„Bleiben Sie,“ sagte er, „sagen Sie ihr nichts, es ist zu spät. Ja, ich muß es gestehen, es war schon heute morgen zu spät. Ich vermuthete es schon; jetzt bin ich fest davon überzeugt, seit ich sie mit Mr. Gray zusammen gesehen habe, nun ist es zu spät für immer. Was ich noch thun kann, soll geschehen, aber wer kann da retten, wo sie selbst sich in das Netz tiefer und tiefer verstrickt hat! Ich wiederhole es, es ist zu spät — viel zu spät! Leben Sie wohl, Gott segne Sie!“

Mit diesen Worten faßte er meine Hand, drückte sie herzlich und ließ mich, wie angewurzelt, auf der Stelle mit meinem Staunen und meiner Angst allein. Ein leichter Schlag auf die Schulter weckte mich. Ich blickte mich um und sah Elisabeth blühend und heiter hinter mir stehen.

„Ich fürchte, mein Fächer ist ziemlich hart,“ sagte sie, „aber Du sahst so ganz wie Lot's Frau aus, wie eine Salzsäule, stumm und starr, daß ich schon einen kräftigen Schlag wagen durfte. Bitte, erzähle mir Alles.“

„Was denn, Elisabeth?“ frug ich gedehnt.

„O, ich spreche von Mr. Herbert's Einladung zum Frühstück natürlich. Wie? Du willst mich doch nicht

glauben machen, er hätte Dir nichts davon gesagt? Das wäre unmöglich!“

„Und doch ist es so, Elisabeth, Mr. Herbert hat mir kein Wort davon gesagt.“

Sie blickte mich zweifelnd an.

„Es muß wahr sein, denn Du sagst es,“ sagte sie endlich. „Und so magst Du denn von mir die Neuigkeiten hören, die ich eigentlich von Dir noch ausführlicher zu hören erwartete. Wir sind Alle für übermorgen zu Mr. Herbert eingeladen, um das Frühstück bei ihm einzunehmen. Da er keine Frau oder Schwester hat, so wird Mrs. Thomas Gray die Honneurs machen. Aber für Mr. Gray wird es ein sonderbares Gefühl sein, als Gast sein eigenes Haus wieder zu betreten.“

Ich antwortete, daß ich das auch glaubte, aber mir war seltsam zu Muthe, als ich Elisabeth so heiter und harmlos neben mir sah, während mein Herz um ihretwillen bangte. Aber ich wurde ruhiger, je länger ich mir Alles überlegte. Mr. Herbert war eifersüchtig, das war klar, und ein eifersüchtiger Mann macht oft gar seltsame Beobachtungen. Es mußte noch Alles aufgeklärt und bald ganz gut werden. So hoffte ich, und dabei wurde mir das Herz wieder leicht.

Zweites Kapitel.

Es giebt Zeiten, in welchen sich die Tage farblos und einförmig abspinnen, und gar häufig besteht das Leben einer Frau größtentheils nur aus solchen. Aber dann kommen auch wieder Zeiten, in denen sich Alles zusammendrängt, Tage, die voll von Romantik und Seltsamkeit sind. Da erlebt man oft mehr im Laufe eines Tages, als in Jahren ruhigen Lebens; und solche Tage sollte auch ich jetzt kennen lernen. Wenn ich darauf zurückblicke, so staune ich, wie es möglich war, daß so Vieles in so kurze Stunden zusammengedrängt werden konnte.

So lebhaft in mir auch stets der Wunsch rege gewesen war, Gray's Haus zu sehen, so erwachte ich doch am Morgen des Tages, an welchem sich dieser Wunsch erfüllen sollte, mit dem Gefühle einer schwerlastenden Sorge. Mir schien es, als ob all' der Kummer, der mich seit der Trauerbotschaft von James' Tode niedergedrückt hatte, noch einmal in voller Wucht auf mein armes Herz sich lagern wollte. Ich konnte nicht mehr schlafen, kleidete mich hastig an, schlich leise die Treppe hinab durch das

schweigende Haus und schlüpfte mit der Empfindung eines befreiten Gefangenen hinaus in die thauige Schönheit des Gartens. Wie herrlich war der Morgen!

Still und ruhig lag der Garten vor mir, die Blumen, im Thau gebadet, dufteten mir den Gruß entgegen, leise, leise zwitscherten schon die Vögel in den Zweigen, noch war die Natur wie im Morgenschlafe, mein Fußtritt auf dem Kiessande das einzige menschliche Geräusch. Ohne mich aufzuhalten, schritt ich vorwärts bis zu dem kleinen See. Ich wollte ihn gern am frühen Morgen sehen, und reich belohnt wurde ich dafür. Der rothe Sonnenball hob sich über der Spiegelfläche des Wassers, noch halb verdeckt von den aufsteigenden Nebeln. Ein Wald von Schilf erhob sich ringsum und flüsterte leise im Morgenwind. Die Wasserlilien schaukelten sich träumerisch auf dem glatten See, ein paar Wasserhühner flogen bei meinem Kommen mit lautem Kreischen empor. Ich sah ihnen lange nach und verfiel in eine meiner gewohnten Träumereien so, daß ich jeden Augenblick eine holde Nymphe des Waldes zu erspähen glaubte, als es in der That in den Bäumen rauschte und — nicht die Göttin Diana — wohl aber die blonde Miß Dunn vor meinen erstaunten Blicken sich zeigte. Anfangs schien es, als hätte sie sich gern wieder hinter den Bäumen verborgen gehalten, aber ich vermuthete sogleich, daß sie mir nachgeschlichen war und ging deshalb gerade auf sie zu.

„Ich bin so froh, daß Sie es sind," sagte Miß Dunn, ganz gelassen, „denn wissen Sie, Miß Carr, ich bin tödtlich erschrocken, als ich Fußtritte auf der Treppe hörte und unsre arme Miß Russell denkt ja so immer an Räuber und Diebe. Deshalb mußte ich sehen, wer es war."

Dieser offenen Erklärung gegenüber konnte ich ihr nichts anhaben, sie war mir immer an Schlauheit weit überlegen, die blonde Miß.

„Ich konnte nicht schlafen," sagte ich endlich.

„Natürlich, ganz natürlich," erwiederte Miß Dunn schnell. „Wie wäre es möglich, zu schlafen! Diese beständigen Aufregungen müssen ja aufreiben! Die Ausstellung hat Miß Russell furchtbar mitgenommen, und ich bin fest überzeugt, daß ihr das Frühstück in Gray's Hause heute den Rest geben wird. Die arme Miß Russell! Aber sagen Sie selbst, Miß Carr, was soll ich thun?"

Nur gar zu gern hätte ich Miß Dunn versichert, daß es das Beste wäre, sie verließe mich und ging ruhig nach Hause, aber aus Höflichkeit mußte ich schweigen, doch wurde es mir schwer genug. Meine Begleiterin hatte es sich nun einmal vorgenommen, mir treu zur Seite zu bleiben, und so geschah es. Sie schwatzte mir von Allem und über Alles vor und wunderte sich bald über Dies und beklagte bald Jenes, kurzum, sie war unermüdlich in der Unterhaltung und bald war es ihr gelungen, mir den ganzen schönen Morgen gründlich zn verderben. Dahin

war Blumenduft und Vogelsang, dahin die Poesie des klaren Wassers und das leise Rauschen der Bäume! Aber ein Gedanke erfüllte und verstimmte mich besonders, denn ich sah ganz klar, daß Miß Dunn unter meinem Morgenspaziergang etwas Geheimes und vielleicht Unrechtes vermuthete, ein Rendez-vous oder wer weiß was.

Gott Lob, endlich war das Haus in Sicht, nun hoffte ich, meinen Plagegeist los zu werden. Weit gefehlt!

„Mein Himmel!“ rief sie im Tone der größten Verwunderung. „Da steht ja ein Koffer auf der Terrasse! Wer kann denn da gekommen sein? Sehen Sie ihn, Miß Carr? Sie sind scharfsichtig, das weiß ich, können Sie mir sagen, was für eine Farbe er hat?“

„Es ist ein grauer Koffer,“ erwiederte ich verdrießlich.

„Ein grauer Koffer! Wer in aller Welt kann zu dem grauen Koffer gehören? Steht nicht ein Reisesack dabei? Bitte, Miß Carr, sagen Sie mir, ob und was für ein Reisesack dabei steht!“

„Ein schwarzer Ledersack, glaube ich.“

„Ein schwarzer Ledersack und ein grauer Koffer! Wer kann das sein? Wahrhaftig, ich glaube, das ist Ihre geliebte Mademoiselle Aubrey. Wie reizend ist das! Ich erinnere mich jetzt ganz gut, daß sie eine schwarze lederne Reisetasche hatte! Sehen Sie, Miß Carr, ich habe Recht gehabt!“

Die letzten Worte hörte ich nur noch wie im Traume,

denn bei dem Namen meiner geliebten alten Freundin flog ich mehr als ich lief die Stufen der Terrasse hinauf und stürzte athemlos in das Wohnzimmer, wo schon mein Vormund sich zur Begrüßung seiner Schwägerin eingefunden hatte.

„O geliebte Mademoiselle!“ rief ich, achtlos, ob mein Vormund dabei war. „Gott sei gelobt, Sie sind wieder da! O, ich bin so elend, so unglücklich gewesen! Wie sehr haben Sie mir gefehlt! Gott sei Dank, ich habe Sie wieder! O, wie glücklich bin ich!“

Und indem ich sie fest, fest in meine Arme schloß, weinte und schluchzte ich an ihrem Halse.

„Mein armer Liebling,“ sagte sie weich und tröstend, „ich weiß Alles! Du bist auch ganz schmal und blaß geworden, Kind!“ füg:e sie hinzu, indem sie mich sorgenvoll betrachtete.

„Und doch beherzigt Bessy das Sprüchlein von „Morgenstunde hat Gold im Munde“ besser als irgend Eine,“ sagte jetzt Herr von Lusignan.

Diese Stimme brachte mich wieder ins Gleichgewicht. Ich fühlte auch sofort, daß meine Gegenwart augenblicklich nicht erwünscht war. Ich wandte mich, die Arme noch um Mademoiselle geschlungen, zu meinem Vormund, doch als ich sein düsteres Gesicht erblickte, da schwand mein Muth. Was war geschehen? Hatte ich vielleicht etwas Unrechtes gethan? Sein finsterer Blick haftete an dem

Fenster und gab dem meinigen keine Antwort. Trostlos wandte ich mich wieder zu Mademoiselle und gewahrte jetzt erst, wie bleich und hohläugig sie aussah. Diesmal kam mir wieder Miß Dunn zu Hülfe, sie trat rasch herein und rief: „O, wie herrlich ist es, liebste Mademoiselle, daß Sie gekommen sind! Wie müde müssen Sie sein und wie hungrig! Sie haben noch nicht gefrühstückt? Sie sollen es gleich haben. Hatten Sie eine gute Ueberfahrt? Wie reizend, daß Sie gerade heute gekommen sind! Wir sind Alle zum zweiten Frühstück nach Gray's Hause geladen. Es ist so reizend, daß Sie da sind!“

„Sie sind sehr gütig,“ entgegnete meine liebe Freundin ruhig, „aber ich bin doch zu angegriffen, um an der Partie theilnehmen zu können. Ich hoffe, Miß Russell befindet sich wohl?“

„O, so wohl und munter und in solch' guter Laune! Es erfrischt mich immer selbst, wenn ich sie so gleichmäßig heiter finde. Sie wird entzückt sein, daß Sie gekommen sind, Mademoiselle, und so betrübt, daß Sie nicht mit von der Partie heute sein können!“

Mein Vormund hob jetzt seinen Kopf, um sarkastisch auszurufen:

„Wie in aller Welt fängt die Dame es an, zu gleicher Zeit entzückt und betrübt zu sein?“

„O, natürlich eins nach dem andern,“ erwiederte Miß Dunn, die sich nie aus der Fassung bringen ließ,

„und nun will ich sofort Befehle für Mademoiselle's Frühstück geben."

Sie ließ uns endlich allein, doch kaum hatte sich die Thüre hinter ihr geschlossen, als mein Vormund mit dem Fuße stampfte nnd zornig rief:

„Was fällt der Person ein, Sie mit „Mademoiselle" anzureden? Haben Sie keinen Namen? Was fällt ihr ein!"

Er sah so wüthend aus, daß ich unwillkürlich zurückwich. Wie konnte ein so kleines Vergehen solchen Zorn hervorrufen? Ich Thörin! Ich überlegte nicht, daß der einmal Gereizte nach jeder Gelegenheit hascht, um seine Wuth abzukühlen. Geängstigt und scheu zog ich mich endlich zurück.

Ich kleidete mich eben zu dem Frühstück an, zu dem wir eingeladen waren, als Mademoiselle zu mir hereinkam. Ich glaubte erst, es sei Elisabeth, die gewöhnlich noch einen Blick auf meine Toilette warf, ehe wir zu Tische gingen, und wendete mich deshalb gar nicht von dem Spiegel ab, vor dem ich stand, um zu sehen, wie eine Rose, die mir die schöne Frau gebracht hatte, in meinem Haar aussehen würde.

„Ich will sie nicht tragen, Elisabeth, ich probiere nur, wie sie mir steht," sagte ich dabei ernsthaft.

„Sie steht Dir gut, Mignonne," antwortete die Stimme meiner alten Freundin, „weshalb willst Du sie nicht tragen?"

Die Rose entfiel meiner Hand, als wäre sie mit Dornen rings besetzt, und ich wandte mich verwirrt zu Mademoiselle.

„Ich bin ja noch in Trauer," sagte ich ernst und stotternd fügte ich hinzu: „Ich, ich — liebe die Rosen jetzt noch nicht."

„Armes Kind, ich weiß, daß Dich ein schwerer Verlust getroffen hat. Erzähle mir Alles darüber."

Mein ganzes Herz öffnete sich diesen weichen Tönen. Sie hatte sich in einen Lehnstuhl gesetzt, ich schob mir einen kleinen Sessel dicht an ihre Kniee, und so strömte das Leid, das mich bedrückte, ungehemmt über meine Lippen, und sie hörte mir geduldig und liebevoll zu.

„Es ist so schwer, so sehr schwer!" sagte ich immer wieder. „James war mein einziger Verwandter, mein einziger Freund; und nun ist er todt, ohne zu wissen, wie sehr ich ihn geliebt! Und nun fühle ich mich so einsam, so verlassen ohne ihn."

„Ja, Mignonne, er war der Freund Deiner Kindheit und ersten Jugend, und als solchen liebtest Du ihn innig; aber Du hattest doch nicht die Macht, ihn glücklich zu machen."

„Aber das hätte ich thun sollen!" rief ich mit bitterm Selbstvorwurf. „Ich hätte nicht so sehr an mich denken sollen! Aber ich war egoistisch, und nun quält mich die Reue."

Mademoiselle blickte mich sehr ernst und nachdenklich an.

„Mignonne," sagte sie, liebevoll mit ihrer Hand meinen Kopf emporhebend, „bereust Du es, ihn nicht geheirathet zu haben?"

„O," rief ich fast erschrocken, „wie kann ich das bereuen! Sie wissen ja selbst, wie furchtbar eifersüchtig der arme James war und wie er mich gequält hat!"

Sie lächelte sehr gütig, als sie in mein erhitztes Gesicht blickte.

„Arme, liebe Kleine," sagte sie, „Du hast ein weiches Herz und ein empfindliches Gewissen, aber trotzdem bleibst Du Dir selbst getreu, und Du thust recht daran, Mignonne. Es geht nichts über Wahrheit und Aufrichtigkeit!"

Welch wunderbare Erleichterung schafften mir diese einfachen Worte meiner gütigen, alten Freundin! Mit ihrem klaren und festen Blick durchschaute sie mein Inneres, ich fühlte mich wie entsühnt. Trotzdem aber wollte ich noch unglücklich sein und beklagt werden, so recht nach Art der Jugend, und so stöhnte ich denn von Neuem:

„Ja, wenn ich nur Polly hätte zu mir nehmen können, aber sie macht sich gar nichts aus mir, nur wenn ich ihr etwas schenke, läßt sie sich halten. Sie war so böse neulich, weil ich ihr eine Puppe versprochen hatte, die ich nicht gleich kaufen konnte."

Hier frug mich Mademoiselle, nicht ohne Verwunde-

rung, wer denn Polly sei, und nun erzählte ich ihr Alles von dem kleinen Fräulein, das den hübschen, jungen Onkel bei Weitem der weiblichen Beschützerin vorzog.

„Weshalb hat sie ihn so gern und mich nicht?“ klagte ich. „Er macht sich gar nicht so viel aus ihr, während ich sie zärtlich lieben würde!“

„Also Mr. Herbert ging damals nach Australien? Ich möchte wissen, was ihn dorthin führte,“ sagte Mademoiselle gedankenvoll. „Er kann kaum einige Wochen dort geblieben sein und kam zurück als reicher Mann, um hier sich anzukaufen. Wahrlich, ein gewaltiger Wechsel, von einem armen Maler zum unabhängigen Besitzer eines schönen Grundstückes! Das dachten wir nicht, als wir ihn in Fontainebleau sahen, Mignonne!“

„Aber er selbst ist ziemlich unverändert, Mademoiselle,“ sagte ich, „das heißt, er spricht jetzt sehr wenig, ist überhaupt ernst und still.“

„So ist er nicht glücklich?“

„Er scheint nicht unglücklich zu sein, Mademoiselle, — nur schweigsam. Er war früher so heiter, jetzt sehr selten, nur damals — in der Mühle!“

Meine liebenswürdige alte Freundin war in der Fragerlaune, sie frug so lange, bis ich ihr die ganze Begegnung haarklein erzählt hatte. Absichtlich vermied ich es, Elisabeth's Flucht zu erwähnen, aber ich glaube, sie wußte schon davon.

„Und Du glaubst also, daß er keine Neigung zu Mrs. Henry mehr hat?“ sagte sie nachdenklich, als ich geendet hatte. „Um so trauriger!“ fügte sie seufzend hinzu.

„Keine Neigung mehr?“ rief ich, die Augen aufreißend. „Was sagen Sie? Natürlich liebt er sie mehr als je!“

„Da kommt er vermuthlich oft hierher?“

„Nicht allzu oft. Aber natürlich kann er nicht so oft kommen, als er wohl möchte.“

„Und er ist also nach wie vor sehr aufmerksam gegen Mrs. Henry?“

„Gewiß, und er würde es noch mehr sein, müßte er sich nicht vor Mr. Gray, Miß Russell und Miß Dunn zusammennehmen.“

„Mr. Gray? Aha! Mr. Herbert ist eifersüchtig und deshalb verdrießlich.“

„Aber er sollte nicht eifersüchtig sein!“ rief ich ungeduldig. „Und verdrießlich ist er niemals.“

„Nicht eifersüchtig, Mignonne? Und dennoch liebt er sie, wie Du sagst, mehr als je?“

„Natürlich!“ rief ich, erstaunt über Mademoiselle's Zweifel an der Thatsache.

„So hat er es Dir wohl gesagt, Mignonne?“

„Das konnte er nicht, Mademoiselle. Aber wenn er es auch selbst nicht eingesteht, so weiß ich es doch.“

„Nun gut, Kleine," sagte sie lächelnd. „Jetzt aber thue mir den Gefallen und stecke die Rose in Dein Haar. Es steht gut zu Deinem jungen Gesichte."

„Elisabeth sagt das auch," antwortete ich seufzend, „aber sie sagt das wohl nur, weil sie mich gern hat."

Mademoiselle schwieg eine Weile, dann sagte sie gemessen:

„Mignonne, was ich Dir zu sagen habe, ist weder angenehm zu sagen, noch zu hören; aber ich darf doch nicht damit zurückhalten. Ich wünschte, ich dürfte schweigen, aber es geht nicht. Traue nicht zu fest auf Mrs. Henry de Lusignan! Ich will damit nicht sagen, daß sie Dich täuschen oder betrügen will, aber sie hat kein Vertrauen zu Dir, und solch eine Freundin ist keine echte und aufrichtige."

Das konnte ich nicht länger anhören, vielleicht gerade, weil es so wahr war; ich sprang auf und mit Thränen in den Augen rief ich:

„Ich weiß, daß mich Elisabeth lieb hat, — ich weiß es bestimmt!"

„Nichtsdestoweniger traut sie Dir doch nicht," sagte Mademoiselle, indem sie sich erhob, „sie traut Keinem und vertraut sich Niemand, sie kann es eben nicht," fügte sie mit einem klaren, festen Blicke hinzu. „Und nun, Mignonne, glaube ich doch, daß es für Dich Zeit ist, zu gehen. Sei mir nicht böse wegen des Gesagten, aber

— die Zeit wird Dich lehren, daß ich wahr gesprochen habe."

Ich hing meinen Kopf und konnte es nicht leugnen, daß mich die offene Redeweise von Mademoiselle sehr gekränkt hatte. Auch war es gut, daß ich Elisabeth nicht eher traf, als in Miß Russell's Wagen, der uns vier Damen nach Gray's-House brachte. Herr von Lusignan zog es vor, zu Fuße zu gehen, und überhaupt schien es ihm nicht darum zu thun zu sein, in unserer Gesellschaft zu bleiben, denn noch schwebte die finstere Wolke auf seiner Stirn, und es drohte aus den Augen wie Blitzstrahlen hervorzubrechen und zu zünden.

Elisabeth war sehr heiter und schien meine Verstimmung gar nicht zu bemerken. Sie schwatzte lustig mit Miß Russell, und Beide ignorirten Miß Dunn und ihre gewöhnlichen Redensarten so auffällig, daß diese endlich verstummte und mit hämischem Lächeln zum Wagenfenster hinausblickte. Ich glaube immer, daß Miß Dunn über Alles, was in und um uns vorging, so völlig unterrichtet war, daß sie stets eine Rache schon in Bereitschaft hatte, wenn man sie in irgend einer Weise verletzte oder zurücksetzte. Sie war eine gefährliche Feindin.

Endlich hatten wir Mr. Herbert's neue Residenz erreicht. Als ich das Haus zuerst erblickt hatte, war es verschlossen und öde gewesen, jetzt leuchteten die spiegel-

blanken Fensterscheiben, prangten duftige Vorhänge, sanft vom Westwinde durchhaucht.

Die stattliche Lindenallee, die zum Hause führte, breitete ihre mächtigen Aeste, wie ein Baldachin, über uns aus, die Wiesen waren wie in Gold getaucht, und aus dem Garten hervor leuchtete eine Fülle von Rosen. Ich dachte an James' Worte: „Du hast Rosen ja gern," und mein Kopf sank tiefer, denn ich wollte die verrätherischen Thränen verbergen, die sich in meine Augen gedrängt hatten.

Mr. Herbert und Mrs. Thomas Gray kamen heraus, um uns zu empfangen. Miß Russell wurde die Stufen hinaufgetragen, während Mrs. Thomas ihr zur Seite schritt und in ihre Begrüßung auch eine Klage mischte.

„Ich freue mich so herzlich, daß Sie dies schöne Haus nun in seiner Vollendung sehen, liebste Miß Russell," sagte die Dame, „man kann in der That nichts Schöneres sehen, dazu begünstigt auch das Wetter diesen Ausflug. Aber da nun einmal das Glück der Sterblichen nicht vollkommen sein kann, so ist auch heute wieder ein Strich durch unsere Rechnung gekommen. Mr. Gray und mein Mann haben heut Morgen, auf Anlaß einer telegraphischen Depesche, wegen dringender Geschäfte zur Stadt zurückreisen müssen, zu ihrer Verzweiflung, das kann ich Ihnen versichern. Aber — Geschäfte — liebste Miß Russell, — gehen bei den harten Männern über jedes Vergnügen."

Die lange Rede hatte aber keineswegs Miß Russell's Aerger beschwichtigt, im Gegentheil, sie sah mit stechendem Blicke die Dame an und sagte hart und trocken:

„Ich weiß wohl, daß Mr. Gray und sein Bruder ganz lächerlich ängstlich sind, sie könnten in diesem Hause sterben. Rollt mich hinein, Brown."

Und ehe sich noch Mrs. Thomas Gray von dem Hieb erholt hatte, den sie empfangen, war Miß Russell schon in die Halle und von dort in den Speisesaal gerollt worden.

Mr. Herbert biß sich in die Lippen, um nicht zu lachen, Miß Dunn schaute unter den halbgeschlossenen Lidern nach Elisabeth hin, die tief erröthete. Sie empfand die Abreise der beiden Herren wie eine persönliche Beleidigung. Wie durften sie es wagen, sich ihrer Gegenwart absichtlich zu entziehen? War sie nicht die Königin der Herzen durch die Macht ihrer Alles bezwingenden Schönheit?

Das Frühstück war tadellos.

Ueberhaupt schien mir hier Alles herrlich zu sein. Aber die Abwesenheit der Brüder Gray schien sehr verstimmend auf Miß Russell und Elisabeth zu wirken. Die alte Dame war sehr verdrießlich und gab sich auch durchaus keine Mühe, es zu verbergen.

Elisabeth zeigte ihr Mißbehagen durch eine gänzliche

Gleichgültigkeit für Alles und Jedermann, besonders aber für Mr. Herbert.

Mir that er so leid, aber er schien mir durchaus keine Ahnung zu haben, daß und warum sie verstimmt war. Sein Wesen ihr gegenüber machte mich stutzig. Wenngleich seine Augen nicht von Elisabeth zu lassen schienen, so konnte ich doch weder sprechen noch mich bewegen, ohne daß er davon Kenntniß nahm: er beobachtete mich in Allem, was ich that. Auch mein Vormund war wachsam, doch sein Eifer galt nur der schönen Schwiegertochter. So augenscheinlich war dieses Lauern seinerseits, daß ich an das Spiel der grimmen Katze mit dem zarten weißen Mäuschen dachte, das mit einem einzigen Schlag in die Gewalt der entsetzlichen Feindin kommen mußte. Trotzdem amüsirte ich mich recht gut. Ich vermißte die beiden Herren durchaus nicht, und weder die steife Mrs. Thomas Gray, noch die verdrießliche Miß Russell, weder Elisabeth's Kälte noch Miß Dunn's Albernheit konnten mich aus der behaglichen Stimmung reißen, in welche mich dieses Haus versetzt hatte. Mir schien es das Asyl des Friedens, eine Oase in der Wüste des Lebens zu sein, so still, so friedlich, so behaglich und harmonisch war Lage und Einrichtung. Ich war entzückt von Allem, was ich hier sah, und als Miß Russell den lebhaften Wunsch aussprach, jedes Zimmer zu sehen, begleitete ich sie, und Mr. Herbert war dabei unser freundlicher Führer und Erklärer.

„Ich glaube, Sie kennen selbst Ihr eigenes Haus noch nicht einmal, Mr. Herbert!“ bemerkte Herr von Lusignan sehr malitiös.

Mr. Herbert lächelte, hob jedoch den Handschuh nicht auf; Miß Russell jedoch, erfreut, meinem Vormund etwas anhaben zu können, wandte sich zu ihm und sagte, ihn mit ihren kalten Augen messend:

„Großer Gott, wissen Sie denn nicht, Herr von Lusignan, daß Mr. Herbert's Großmutter eine Gray war, und er in diesem Hause bis zu seinem zehnten Jahre erzogen worden ist?“

„Das habe ich allerdings nicht gewußt,“ entgegnete Herr von Lusignan trocken.

„Sonderbar,“ fuhr die Dame fort, „sollten Sie davon nichts gewußt haben? Sie gerade, der doch eigentlich Alles weiß, was Andere betrifft?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, die vielleicht nicht allzu höflich ausgefallen wäre, rief sie: „Fahrt mich vorwärts, Brown.“ Oeffnen Sie die Thüre, bitte, Mr. Herbert. Wie? Sie sagen, dort wäre nichts zu sehen? Ich sehe überall etwas Neues, deshalb lassen Sie mich nur hinein.“

Und allerdings war dort genug zu sehen und zu bewundern, denn es war sein Atelier, und auf der Staffelei lehnte ein halbvollendetes Bild.

Ich sah Mr. Herbert an, er erröthete und lachte

gezwungen. Offenbar lag ihm nichts daran, daß wir sein Heiligthum mit unsern profanen Blicken streiften.

„Ach, wie reizend!“ rief Miß Dunn, in Ekstase die Hände zusammenschlagend. „O, Mr. Herbert, was für ein Künstler sind Sie!“

„In der That, Mr. Herbert ist ein Genie.“ sagte Miß Russell, die sich verwundert umschaute. „Und so viele Bilder hat er gemalt!“

„Hören Sie Ihr Lob, Mr. Herbert?“ rief Elisabeth spöttisch. „Werden Sie nur nicht stolz!“

Ich weiß nicht, ob der junge Mann sie hörte. Er sah mich noch immer an, halb ärgerlich, halb schelmisch, bis ich leise sagte:

„Wie konnten Sie mir nur sagen, daß Sie die Malerei aufgegeben hätten?“

„Ich beabsichtigte dies auch, in der That,“ entgegnete er, wie entschuldigend sich zu mir wendend, — „und ich dachte auch nicht —“

Hier wurde er unterbrochen.

„Ja, das ist wohl Alles recht schön,“ bemerkte Miß Russell, „aber ich verstehe nichts von Bildern. Rollt mich weiter, Brown.“

„Und ich mache mir nichts aus ihnen,“ sagte Elisabeth schelmisch lachend.

Wie gern wäre ich noch zurückgeblieben und hätte einige meiner alten Lieblinge wieder begrüßt, aber Mr.

Herbert schien eben so sehr zu wünschen, daß seine Gäste das Atelier verließen, als diese selbst, denn er schloß die Thüre sofort hinter mir zu, ehe ich noch ein Wort dagegen auszusprechen Zeit hatte.

„Sie sollen Sie schon ein andermal recht nach Belieben betrachten, wenn Sie Lust dazu haben," sagte der junge Mann, der wohl die Enttäuschung in meinem Gesichte lesen mochte.

„Was?" rief hier mein Vormund, sich rasch zu Mr. Herbert wendend, mit sehr scharfem Tone, „was soll sie ein andermal sehen?"

Gänzlich unbeirrt wiederholte der junge Mann das Gesagte.

Herr von Lusignan ging weiter, ohne ein Wort zu sagen. Ich sah aber auf dem dunklen Gesichte auch nicht eine Spur von Interesse an dem, was er sah, während ich wahrhaft entzückt von Allem war, von dem behaglichen Frühstückszimmer bis zu dem braungetäfelten Bibliothekzimmer mit den hohen gothischen Fenstern, von welchen man eine weite, herrliche Aussicht über den Fluß hinüber hatte, wo fern hinter einer Baumgruppe das dunkle Rad der Mühle, von weißem Schaum bedeckt, sichtbar wurde.

„Allerliebst," sagte Miß Russell, „aber sehr feucht."

„Wohl wahr," murmelte Miß Dunn, „aber doch so süß und lieblich."

„Feucht?“ rief die Dame wieder. „Rollt mich weiter, Brown.“

Elisabeth stand in einem der Fensterbogen und schaute von dort hernieder auf das stille Wasser unten.

„Dies Zimmer finde ich am schönsten,“ flüsterte ich ihr zu, mich an ihre Seite schleichend, „wie gefällt es Dir?“

„O sehr, sehr gut! Wie leicht wäre von hier aus ein Sprung in den Fluß, wenn man müde ist!“ antwortete sie ruhig und schritt weiter.

„Müde?“ rief ich erstaunt, indem ich ihr folgte. „Wie meinst Du das?“

„Lebensmüde! Verstehst Du das nicht, Bessy?“ sagte jetzt mein Vormund, ohne Elisabeth Zeit zu einer Antwort zu lassen. „Weißt Du denn nicht, daß das Leben eine fortwährende Täuschung, ein Betrug ist, und daß man das doch bisweilen satt hat und „müde“ wird, wie Elisabeth sagt?“

Die schöne Frau hatte unterdessen die Thüre erreicht. Auf der Schwelle hielt sie inne und warf ihrem Schwiegervater einen Blick tiefster Verachtung zu, dann folgte sie den Andern in die anstoßenden Räume. Herr von Lusignan biß die Lippen fest zusammen und ging ihr nach. Ich stand noch wie angewurzelt und war mit Mr. Herbert allein zurückgeblieben.

„O Mr. Herbert,“ rief ich, „war das nicht schrecklich?“

„Jetzt ist hier weder zu rathen noch zu helfen,“ sagte

er gelassen. „Also dies ist Ihr Lieblingszimmer, und weshalb?“

Ich konnte nicht antworten, denn mein Vormund rief mit scharfer Stimme nach mir und ich gehorchte eilig. Wir hatten nun Alles im Hause gesehen und gingen jetzt in den Garten, um die Rosen zu bewundern, die in seltener Fülle und Pracht hier blühten. Elisabeth nahm, in einer ihrer unerklärlichen Launen, plötzlich Mr. Herbert gänzlich in Beschlag. Niemals habe ich sie reizender, liebenswürdiger, verführerischer gesehen, und trotz seiner anscheinenden Kälte, war er sofort wieder in ihren Netzen. Es war vergebens, daß Herr von Lusignan schwarz, wie eine Gewitterwolke, drein schaute, Niemand achtete darauf. Ich sah verwundert auf die Beiden, dann schlich ich mich fort und schlug den Weg zur Mühle ein.

Ich wanderte einsam an dem kleinen Fluß entlang, im Schatten der hohen Bäume, die ihn umkränzten. Es war dort so frisch und kühl. Weiter hin dehnte sich eine saftige, grüne Weide, auf der eine schneeweiße Kuh und eine glänzend schwarze bis über die Knie im fetten Klee standen. Sie schauten mich mit großen, glänzenden Augen an, kauten jedoch ruhig weiter. Der kleine Fluß murmelte zu meinen Füßen, hin und wieder brach ein Sonnenstrahl durch das dichte Laubdach der umschirmenden Bäume und vergoldete die kleinen tanzenden Wellen. Ich blieb stehen und schaute hinein. Wie kam nur Elisabeth zu so düstern

Gedanken? „O," dachte ich und rief es fast laut, „ich bin noch nicht lebensmüde, o nein!"

Der Gedanke brachte mich wieder auf andere, und so stand ich und sann und vergaß meinen Weg zur Mühle, bis mich Schritte hinter mir aufschreckten. Ich wandte mich rasch um und erblickte, zu meinem nicht gerade freudigen Erstaunen, Polly an der Hand ihrer Wärterin. Ich hatte allerdings schon im Hause nach der Kleinen gefragt und zu meiner Freude vernommen, daß sie den Tag über bei Ellinor bleiben sollte. Welcher Zufall brachte sie nun wieder heim? Ehe ich mich aber von dem Schrecken ihres plötzlichen Anblicks erholt hatte, war Polly, mit der Miene eines strengen Richters, dicht an mich herangetreten und sagte nur:

„Nun"

„Nun, Polly," entgegnete ich so heiter als möglich, „denke Dir, die langweilige Puppe ist noch immer nicht da. Ist das nicht ärgerlich? Wie geht es denn Ellinor?" Ich hoffte, die Kleine durch diese Frage klüglich von dem unerquicklichen Puppenthema abzulenken.

„Ellinor ist in der Schule," antwortete Polly höchst ungnädig. „Kommt sie morgen?" fuhr sie ohne Unterbrechung fort.

„Du meinst doch nicht Ellinor, Polly? Nein?"

„Natürlich mein' ich die nicht!"

„Ach, die Puppe! Ja Polly, ich wünschte selbst, ich

könnte Dir sagen, daß sie morgen käme, aber ich fürchte, es wird nicht möglich sein. Ich habe mein Möglichstes gethan."

Das Kind blickte starr vor sich hin und ging einige Schritte, ich folgte ihm ziemlich verlegen; dann blieb es plötzlich vor mir stehen und sagte sehr kühn:

„Ich glaube kein Wörtchen davon, was Du sagst. Die Puppe kommt nicht, sie kommt niemals!" fügte Polly mit steigendem Zorne hinzu.

Ich war um so mehr über diesen heftigen Ausfall erschrocken, als die ganze, sich eben nähernde Gesellschaft ihn gehört haben mußte, denn man war eben von einem Besuche in der Mühle zurückgekehrt. Miß Russell und Miß Dunn bildeten den Vortrab, Elisabeth und Mr. Herbert kamen langsam nach, noch hinter diesen, wie ein böser Geist, schritt mein Vormund mit seinen finstern, unheilverkündenden Augen.

„Was glaubst Du denn nicht? Was wird niemals kommen, Schätzchen?" frug Miß Dunn mit süßer Stimme, indem sie sich beeilte, in unsere Nähe zu kommen.

„Sie lügt mir immer etwas vor von einer Puppe," rief die Kleine in Thränen ausbrechend, „und ich weiß doch, daß ich keine von ihr bekommen werde, — sie hat ja gar keine!" schrie sie roth vor Zorn.

Miß Dunn brach in ein lautes Gelächter aus, während ich albern genug war, mich heftig zu ärgern, sodaß

mir die Thränen nahe waren. Aber die Hülfe kam. Mr. Herbert schien, wie durch Eingebung, den Grund unserer beiderseitigen Verstimmung zu errathen, denn er sagte:

„Unsinn! Du unartige, kleine Polly, was willst Du denn? Zu Hause steht ja die Schachtel mit der Puppe! Lauf und sieh sie Dir an; aber schnell, sage ich Dir!“

War schon Polly erstaunt, so war ich es doch noch weit mehr. Ich dankte ihm mit einem warmen Blick, und fortan wurde nicht mehr von Polly's Puppe gesprochen.

„Jetzt aber müssen wir doch aufbrechen,“ sagte Miß Russell, „denn wir haben nun gegessen, getrunken, Alles gesehen im Hause und Garten, Mr. Herbert wird froh sein, uns los zu werden!“

„Ist nicht eine Oekonomie hier in der Nähe?“ frug Elisabeth, indem sie sich umsah, als müsse das Pächterhaus dicht vor ihr liegen, auf den eben ausgesprochenen Wunsch hin.

„Ach was! Mr. Herbert hat keine Lust, uns heute noch in die Ställe zu führen,“ rief wieder Miß Russell. „Macht schnell, Brown, rollt mich vorwärts.“

„Aber ich will die Oekonomie sehen, ich will die Ställe bewundern,“ sagte die schöne Frau mit reizendem, trotzigem Lächeln. „Welchen Weg muß ich gehen, Mr. Herbert?“

„Bitte, Mr. Herbert, bemühen Sie sich nicht weiter heute,“ unterbrach jetzt mein Vormund jede weitere Rede

seiner Schwiegertochter, „wir Alle schließen uns Miß Russell an.“

Elisabeth's blaue Augen flammten, aber bald wich dieses Feuer einem sanften Schmachten. Sie wandte sich an Mr. Herbert, als wollte sie sagen: „Ich gehe nur, weil ich muß,“ seufzte leise und sagte dann: „Ich glaube selbst, daß ich zu müde bin, noch weiter zu gehen; ein andermal hoffe ich, Ihre Besitzung vollständig zu sehen!“ Ein freundlicher Blick begleitete diese Worte. Mein Vormund bemerkte das wohl und sah bitterböse aus. —

„Was für ein prächtiges Haus ist doch Mr. Herbert's Besitzung!“ sagte, während des Mittagessens, plötzlich Miß Russell.

„Nicht wahr?“ rief ich mit so lebhaftem Ausdruck des Entzückens, daß sich jedes Auge auf mich wandte.

„Ja gewiß,“ fuhr die alte Dame fort, „aber feucht, sehr feucht und ungesund! Es ist kein Wunder, daß alle Gray's dort gestorben sind.“

Ich weiß nicht, was eigentlich Elisabeth bestimmte zu antworten, ob es ihre eigenen Empfindungen waren, die sie aussprach, oder blos Lust am Widerspruch, als sie sagte:

„Es ist ein Haus, in dem man leben und sterben möchte, Miß Russell.“

„Und dennoch fürchte ich, daß Du es niemals wieder-

sehen wirst, Elisabeth," warf hier Herr von Lusignan trocken ein.

Eine Pause tiefsten Schweigens folgte diesen Worten. Die schöne Frau warf dem Sprecher nur einen Blick zu, das war Alles.

Als das Mahl vorüber war, ging ich in den Garten, Elisabeth folgte mir bald.

„Du hast es gehört," sagte sie leise und drückte meinen Arm heftig. „Du hast es nun gehört, wie mich dieser Mann behandelt! Nun gut, Alles, Alles will ich thun, — ich will Mr. Herbert lieber heirathen, als länger dieses Joch ertragen!"

Ihre schönen Augen funkelten durch ihre Thränen, die Lippen bebten, die Wangen glühten vor Erregung. Ich war im Begriff, ihr zu antworten, um sie zu beruhigen, aber sie verließ mich, als sie Mademoiselle auf uns zukommen sah. Auch das Gesicht meiner gütigen Freundin war ernst, auch sie hatte mir etwas zu sagen.

„Mignonne," sagte sie, „ich habe es Dir schon so oft gesagt: Du bist zu offen. Du mußt vorsichtiger werden! Dein Vormund hat mich beauftragt, Dir das zu sagen. Du meinst es ja nicht böse, aber Du mußt besser auf Deiner Hut sein!"

Meine entsetzliche Verwirrung schien die Vermuthung Mademoiselle's nur noch zu bestätigen, denn sie lächelte und seufzte, als sie hinzufügte:

„Und hast Du Dich so bald getröstet, Kleine?“

„Wie?“ rief ich erschrocken.

„Hast Du Dich so bald getröstet?“ wiederholte sie. „Du siehst, Mignonne, daß ich nicht allein so denke, sondern Dein Vormund auch, der behauptet, Du habest nichts im Sinne als Gray's-House, und Du weißt auch, daß er nichts von derartigen Geschichten wissen will, so lange Du Dich unter seiner Aufsicht befindest.“

Mein Schmerz, mein Verdruß, als ich endlich verstand, was sie meinte, waren unaussprechlich. Endlich vermochte ich mühsam hervor zu stammeln:

„Ist es nur möglich, dies von mir zu denken, und auch Sie, auch Sie, Mademoiselle?“ Jedoch mein „auch Du, Brutus“ hatte den gehofften Effect nicht.

„Mignonne,“ sagte sie gelassen, „ich denke gar nichts. Nur meint Dein Vormund, daß Mr. Herbert sehr aufmerksam gegen Dich sei, und ich kann nur sagen, daß ich das schon früher bemerkt habe.“

„Aufmerksam gegen mich?“ hub ich an, doch schwieg ich plötzlich, denn konnte ich das mit gutem Gewissen verneinen?

„Und wäre dem nicht so?“ frug meine gütige Freundin.

„O ja, gewiß!“ sagte ich endlich. „Aber Sie wissen auch, daß er sich gar nichts weiter aus mir macht.“

„Wirklich nicht, Mignonne?“

„Nein," entgegnete ich ohne Zögern, „er liebt mich nicht, ich bin ihm gleichgültig."

Sie warf mir einen halb verwunderten, halb zweifelnden Blick zu, dem ich jedoch frei und offen begegnete, und mit fast triumphirender Sicherheit wiederholte ich:

„Gewiß, er liebt mich nicht. Er hat mich sogar nie weniger geliebt, als eben jetzt."

Drittes Kapitel.

Als ich an dem Abend dieses Tages hinauf in mein Zimmer kam, war das erste, was ich that, daß ich mich auf einen Stuhl warf und bitterlich weinte. Ich war eigentlich nicht so leicht zum Weinen geneigt, aber die letzten Tage hatten meine Nerven etwas erschüttert, und meine Stärke war dahin. Daß man mir vorwerfen durfte, daß ich aus eigenem Interesse Gray's Haus so bewundert hätte, daß man ein Einverständniß zwischen mir und Mr. Herbert vermuthete, war sehr hart, denn ich allein wußte ja, wie sehr und einzig alle Wünsche und Gedanken Mr. Herbert's zu der einen schönen, geliebten Frau zogen; aber das Härteste war doch das Gefühl der trostlosen Einsamkeit und Verlassenheit, welches sich urplötzlich, wie die Nacht nach hellem Tage, über meine Seele legte. Wenn nun Elisabeth Mr. Herbert heirathete, was dann? Denn daß sie das thun würde, glaubte ich jetzt fest, hatte sie es nicht selbst gesagt? Und durfte ich bezweifeln, nach dem, was ich gesehen und gehört, daß er, sobald sie nur wollte, wieder ihr treuster Diener und Sclave werden

würde? Was aber wurde dann aus mir? Ein niegekanntes Gefühl der bitterſten Troſtloſigkeit kam über mich bei dieſem Gedanken. Sollte ich dann vielleicht bei dem jungen Paare bleiben? Unmöglich! Eliſabeth hatte mich lieb, ſie hatte mit treueſter Sorge an meinem Krankenlager gewacht, aber würde ſie, obgleich ihre Liebe zu Mr. Herbert nicht ſehr ſtark ſein konnte, es gelitten haben oder es dulden, daß eine Dritte ſich zwiſchen ſie und den Gatten drängte? Ich war noch nicht klug genug, um einzuſehen, daß dies keine Frau leiden würde, und ich fühlte nur tief und ſchmerzlich, daß mir dieſer neue Schlag abermals die beiden geliebteſten Freunde zu entreißen drohte. All' meine zärtliche Verehrung für Eliſabeth hatte mir nichts genützt: ich beſaß ihr Vertrauen nicht im Kleinſten; wie viel weniger würde ſie mir einen Antheil an der Neigung ihres Gatten, wenn auch noch ſo gering, zugeſtanden haben! Ach, dieſe Liebe der Beiden hatte mir ſchon den einen treuen Freund gekoſtet, und nun, da ſich das Thor des Todes hinter ihm geſchloſſen, mußte ich vereinſamt und troſtlos für immer bleiben. Wie bitter für ein junges Herz ſind ſolche Augenblicke der Einkehr in ſich ſelbſt! Ich war zu ſtolz, um die Vergangenheit ganz vergeſſen zu können, Eliſabeth's Mißtrauen hatte mich damals ſchwer gekränkt, und da ich daran dachte, ſah ich auch mein Schickſal klar vor mir, und hart genug mußte es dann werden. Ich ſelbſt hatte ja Alles, was in meinen ſchwachen Kräften

stand, gethan, um für Mr. Herbert die Neigung seiner flatterhaften Geliebten wieder zurück zu gewinnen, aber vielleicht wäre ich nicht so gar eifrig gewesen, hätte ich nicht den Erfolg für fast unmöglich gehalten. Doch nein, ich würde es doch gethan haben um seinetwillen, denn tief in meinem Herzen liebte ich ihn und wußte auch, daß er mich lieb gehabt hatte, wahr und herzlich lieb! Wie schwer wurde es mir nun, diese stille, mir selbst kaum zugestandene Seligkeit wieder hinzugeben an die rechtmäßige Herrin, die erste Königin seiner Liebe! Ach, was war mir jetzt geblieben, als die Erinnerung an James Carr, der fern von mir und mir entfremdet gestorben war? Wohl war Mademoiselle gütig und liebevoll, aber es lag doch zwischen uns die Kluft der Jahre, und diese Kluft war nun einmal unausfüllbar.

Wäre ich eine hochherzige Natur gewesen, so hätte ich den Trost für mein betrübtes Herz darin gefunden, daß ich mir gesagt hätte: „Du bist das Opfer, Du leidest für Die, welche Du liebst! Bin ich wirklich einsam, so geschieht es, damit meine Freunde sich eines desto süßeren Beisammenseins erfreuen können!“ Aber ich war nun einmal durchaus nicht großherzig, sondern ein recht schwaches Menschenkind. Ich freute mich wohl ihres Glückes, aber trauerte doch auch bitter über mein Loos. Die geliebten Gestalten sollte ich nun nicht mehr sehen, weder Elisabeth noch Herbert, — noch die kleine Polly, die mir trotz

ihrer Undankbarkeit doch ans Herz gewachsen war! O, es war kaum auszudenken, wie schwer das sein würde! Und war es nach alledem ein Wunder, daß ich mich hinsetzte und bitterlich weinte, mich endlich in den Schlaf weinte?

Ja, wirklich in den Schlaf. O, schönes, göttliches Vorrecht der Jugend, die noch jeden Gram und jede Sorge durch den milden Tröster, den gesegneten Schlaf, beschwichtigen und vergessen kann! Wie fest ich geschlafen, das kündeten mir die Sonnenstrahlen, die durch meine Fensterläden sich drängten und mich weckten.

Der Tag, der bestimmt war, einer der ereignißreichsten meines Lebens zu werden, ließ sich ziemlich langweilig an. Elisabeth sah verdrossen und müde aus; Miß Russell hatte Kopfschmerzen und blieb auf ihrer Stube; Herr von Lusignan war schon früh ausgegangen, und Mademoiselle hatte Briefe zu schreiben. Ich wünschte Elisabeth mit mir in das Freie zu locken, aber sie gähnte, sah nach dem Wetter, behauptete, es würde bald regnen und schlug es mir ab. Die Sonne, deren Strahlen mich so freundlich geweckt hatten, war allerdings jetzt fast ganz von dichten Wolken verhüllt, und der Tag schien sehr unfreundlich werden zu wollen. Dennoch quälte ich Elisabeth, mit mir in den Garten zu gehen, aber eigentlich nur, weil ich gern mit ihr ohne Störung reden wollte, doch vergebens. Entweder ahnte Elisabeth meinen Wunsch und mochte ihm nicht willfahren, oder sie hatte überhaupt keine Lust zum

Ausgehen, denn sie schlug es mir rund ab, besann sich auch plötzlich, daß sie auch Briefe zu schreiben habe, und verschanzte sich auf ihrem Zimmer, wohin ich ihr ja nicht ohne ihren Willen folgen durfte. Ich unterließ auch jeden Versuch, denn ich war schon entmuthigt durch den Anfang meines Tagewerkes. So blieb ich denn im Wohnzimmer sitzen, las oder schien zu lesen. Aber endlich konnte ich es doch nicht länger aushalten, und trotz des grauen Himmels ging ich aus. Ich wagte mich nicht über die Grenzen des Parks, denn mein Vormund hatte mich in aller Kürze belehrt, daß solche einsame Spaziergänge für Damen höchst unpassend und durchaus nicht nach seinem Geschmacke wären. So blieb ich denn in Miß Russel's Bereich, und da der See das reizendste Plätzchen war, so flüchtete ich mich dorthin. Ich setzte mich in das Gras und bemühte mich zu denken, und doch wollten gute Gedanken nicht kommen. Der trübe Tag und mein trübes Herz überwältigten mich. Mir war es, als müsse der Herbst schon kommen, nicht mit dem vollen Kranz der Früchte, wie er so oft dargestellt wird, sondern mit seinen kalten Stürmen, seinen jagenden Wolken, den entfliehenden Schwalben, mit seinem ewig grauen, thränenreichen Himmel. „Ach!" seufzte ich, „könnte ich auch fliehen wie die Schwalben, fort — dorthin, wo die Sonne mir wieder warm in's Herz scheint! Ach!" Mein Seufzer verstummte vor eilig sich nahenden Schritten. Ohne mich

umzusehen, wußte ich doch, daß es Mr. Herbert war, der sich mir näherte. Was, um des Himmels Willen, hatte ihn grade hierher gebracht? Er trug sein Skizzenbuch in der Hand. War er hergekommen, um zu zeichnen? Es schien wohl so, dennoch ging er grade auf mich zu und gab mir durchaus keine Erklärung seines plötzlichen Erscheinens. Nach der gewöhnlichen Begrüßung erst sagte er:

„Frau von Lusignan hat, wie ich fürchte, ihren Sinn geändert."

Ich hatte Geistesgegenwart genug zu thun, als verstünde ich den Sinn seiner Worte und entgegnete, daß ich das auch befürchtete.

„Das ist nun einmal das Privilegium des schönen Geschlechts," sagte er lächelnd, „dem man sich unbedingt unterwerfen muß."

„Und doch sind Sie enttäuscht," sagte ich, ihn aufmerksam betrachtend.

„Ja," entgegnete er, „ich bin es."

Er war geduldig, wie immer, aber ich fühlte heraus, daß er litt. Mir schlug das Herz. Mir war, als ob ich sein Lebensglück in meiner Hand hielt und sie nur zu öffnen brauchte, um ihn unaussprechlich glücklich zu machen, — glücklich — endlich!

„Der Frauen Sinn ist oft nicht so leicht zu ergründen," sagte ich entschlossen und mit Betonung, „oft täuscht

der Schein. Die tiefsten Gefühle verbergen sich oft unter einem leichten Scherz."

Er warf mir einen raschen Blick zu, wie in Verwunderung, und schwieg.

„Was man scheinbar zuerst zu verwerfen scheint, ersehnt man sich im Stillen heiß und lange," fuhr ich fort.

Mr. Herbert erröthete bis unter die blonden Locken.

„Ihre Worte haben einen Doppelsinn," sagte er offen, „was meinen Sie?"

Mich erschreckte die directe Frage und bestürzt erwiederte ich:

„Allerdings haben meine Worte einen Doppelsinn, aber Sie müssen ihn selbst errathen."

Die Farbe schwand aus seinem schönen Gesichte. Er stand neben mir, der Kopf war gesenkt, wie in Verlegenheit, endlich blickte er auf und sagte:

„Gestern habe ich Elisabeth wahrhaft beschworen, mich hier zu treffen und anzuhören. Sie ließ mich hoffen, daß sie kommen würde; aber obschon ich zum zweiten Male hier an Ort und Stelle bin, so war's doch immer vergebens. Es ist ein Geheimniß und eine damit verbundene Gefahr in ihrem Leben, die ich allein kenne, und unglücklicherweise achtet sie auf keine meiner leisen Warnungen, die ich öffentlich ja nicht laut und deutlich machen darf. Sie will sich nun einmal durch Nichts beirren lassen, selbst Herrn von Lusignan's finsteres Gesicht stört sie nicht,

und so stürzt sie denn in ihr Verderben, und ich, ihr aufrichtiger Freund, muß es sehen und kann ihr nicht helfen. So schwer es mir wird, so geht es doch nicht anders, denn ich bin machtlos. Ich sagte Ihnen einmal, Bessy, daß der kleine Silberbach, der anfangs zwischen Elisabeth und mir geflossen, sich zum Flusse geweitet und endlich zum See ausgedehnt hätte, dennoch Flüsse und Seen können überbrückt und überschifft werden, jetzt aber — jetzt," fügte er mit sichtlicher Bewegung hinzu, „jetzt sind wir wie zwei Reisende, die einander Lebewohl auf Nimmerwiedersehn gesagt haben. Mit jedem Schritt weitet sich die trennende Kluft. Noch kann ich einen Blick auf ihre Gestalt werfen, wenn ich stehen bleibe und ihr nachblicke, aber die Zeit kommt schnell herbei, wo ich auch dies nicht mehr kann und ich sie nie, nie wiedersehen werde."

Meine Augen füllten sich mit Thränen bei diesen Worten.

„O, Mr. Herbert!" rief ich, und das war Alles, was ich sagen konnte.

„Ja, es scheint hart zu sein, aber es ist unvermeidliches Menschengeschick," sagte er, „und ich glaube, Miß Carr, das Leben ist nur allzu reich an solchen Erfahrungen."

Sein kühles „Miß Carr" brachte mich wieder zur Vernunft.

„Verzeihen Sie," sagte ich verlegen, „ich muß fürch-

ten, daß Sie mich für eine sehr zudringliche Person gehalten haben. Ich will mich nicht wieder in Ihre Angelegenheiten drängen."

Sein Schweigen, seine niedergeschlagenen Augen schienen den Verdacht zu bestätigen, dennoch war der Blick, als er ihn endlich zu mir erhob, nichts weniger als unfreundlich.

„Sei es denn," rief er entschlossen, „ich will und muß wenigstens einmal offen und frei mit Ihnen sprechen, denn ich sehe, daß Sie mich sonst niemals verstehen werden. Die Verhältnisse trennten Frau von Lusignan und mich in Fontainebleau; und der Grund, der uns jetzt trennt, ist der, daß Elisabeth mich nie geliebt hat, und ich selbst, wenn ich ihr auch einst warm ergeben war, doch jetzt ein anderes Weib tausendmal besser, tausendmal heiliger und ernster liebe, als ich es je vorher gekonnt."

Ich hörte ihm staunend zu, als aber die Wahrheit, der Sinn seiner Rede mir klar zu werden begann, fuhr ich zurück, wie vor einer Sünde, und rief: „O, sagen Sie das nicht, sagen Sie es nie, nie wieder!"

Er biß sich die Lippen und schwieg einige Augenblicke, dann sagte er mit leiser, gepreßter Stimme:

„Ich wußte, daß es so war. Der arme James Carr liebte Sie zärtlich, und Sie fürchteten ihn und liebten ihn nicht, bis er gestorben war; dann aber, dann

war es furchtbar qualvoll," fügte er erröthend hinzu, „mit anzusehen, wie Sie um ihn trauerten und litten."

„Und weshalb sollte ich nicht trauern?" frug ich.

„Trauern wohl, aber nicht so, als ob Ihr Herz auf ewig in seinem Grabe ruhte," antwortete er schnell.

Ich schwieg; — er fuhr fort:

„Damals, als mir Elisabeth noch unaussprechlich theuer war, damals waren Sie sehr gut und theilnehmend gegen mich; aber seitdem ich sie aufgegeben hatte und nun Alles that, um Ihre Liebe zu gewinnen, sind Sie so kalt gegen mich geworden, daß ich bestimmt weiß, ich werde jetzt, da ich endlich offen gegen Sie mich ausspreche, von Ihrer Seite nur Erstaunen und Unwillen begegnen. Was aber soll ich thun?" fügte er fast ärgerlich hinzu. „Ich kann doch nur eine Einzige lieben und ihr das klar und deutlich zeigen, und wenn Sie mich durchaus nicht verstehen will, so muß ich es ihr doch endlich mit klaren Worten sagen!"

„Aber Sie dürfen mich nicht lieb haben," rief ich fast wie in Verzweiflung, „das ist's ja eben! Sie dürfen mich nicht lieben, Mr. Herbert! Ich bin ja Elisabeth's Freundin, ich muß die Letzte sein, die ihr die Liebe eines Mannes raubt, den sie liebt. Sie vertraut mir fest."

„Nein," unterbrach er mich heftig, „nie hat Sie Ihnen vertraut! Weder Ihnen noch mir, Miß Carr! Sie war eifersüchtig auf Sie, — eifersüchtig, insoweit

dies eine Frau ohne Liebe sein kann," fügte er, sich verbessernd, hinzu, „denn — das müssen Sie doch wohl einsehen, — sie hat mich niemals geliebt."

Ach, ich wußte das nicht und durfte sie doch auch nicht verrathen. Ich glaubte ja an ihre Liebe zu ihm und fühlte mich unsaglich elend. Er sah meinen Kummer, und obgleich er ihn mißdeutete, sagte er doch seufzend:

„Ich darf Sie nicht quälen, und dennoch gebe ich Sie nicht auf. Ich kann es nicht! Wir würden so glücklich, so unendlich glücklich miteinander sein, glauben Sie es mir!"

Was lag wohl in diesen einfachen Worten, was ihnen eine so wunderbare Macht verlieh? Seine Blicke und der weiche, beschwörende Ton der Stimme drangen mir tief in das Herz. Ich bebte wie Espenlaub, die Thränen drangen mir in die Augen, und im Gefühle meiner Schwäche streckte ich meine beiden Hände wie abwehrend vor mich hin, um ihn selbst, seine Liebe und den gefährlichen Zauber, der ihn umgab, mir fern zu halten.

„O, lassen Sie mich!" rief ich geängstigt.

„Und warum soll ich Dich lassen, Bessy?" frug er wieder eindringlich, — „weshalb können wir nicht glücklich mit einander sein?"

Ach, wahrlich, es ist Zauberkraft in den einfachsten Worten der Liebe, Zauberkraft und Himmelssüßigkeit in den Tönen, in denen der Mann, den wir lieben, zu uns

spricht! Es muß so sein, sonst hätte ich wohl nicht im Gefühl meiner grenzenlosen Schwäche mit Angst und Verzweiflung ausgerufen:

„O, versuchen Sie mich nicht! Sie müssen großmüthig sein und mich schonen! Ich liebe Sie nicht, gewiß nicht, aber ich bin so verlassen und oft so unglücklich. Versuchen Sie mich nicht, damit ich nicht Ehre und Treue vergesse!“

„Sie verlangen Großmuth von mir?“ entgegnete er, leidenschaftlich erregt. „Welcher Mann wäre bereit, dieselbe zu gewähren, wenn er damit das geliebteste Geschöpf der Welt aufgeben müßte? Ich bin nicht großmüthig, ich will es nicht sein; aber ich will Sie auch nicht versuchen, wie Sie es nennen, denn ich könnte es nicht ertragen, Sie zu gewinnen, blos weil Sie sich einsam und verlassen fühlen. Ich könnte es nicht ertragen, daß Sie zu mir nur wie eine Schutzbedürftige kämen,“ fügte er mit bebenden Lippen hinzu, „daß man mich duldete, nur um des schirmenden Daches willen, welches ich Ihnen bieten könnte, verschmäht und verachtet aber wegen der erbärmlichen Feigheit, die da glaubte, um solchen Preis Liebe zu erkaufen! Unter solchen Bedingungen will ich Sie nie, nie besitzen, Bessy! Doch,“ fuhr er wieder mit weicher Stimme fort, „kann ich Dich denn nicht anders gewinnen, Geliebte? Du sprichst von Ehre und Treue. Welche Mauer haben sie denn zwischen uns aufgerichtet? Und

liebteſt Du mich nur ein klein, klein Wenig, wie dürfte dann Ehre und Treue uns ſcheiden?“

„O, wie dürfen Sie ſo ſprechen, wie können Sie mich ſo fragen?“ rief ich in leidenſchaftlicher Aufwallung. „Wiſſen Sie nicht, daß in Fontainebleau mir es als Verrath und Sünde angerechnet wurde, was Sie jetzt von mir verlangen? Eliſabeth liebte Sie vielleicht nicht, — aber doch hielt ſie mich für falſch, weil ich, wie ſie glaubte, nach Ihrer Freundſchaft ſtrebte; und wenn ich ſie nun jetzt Ihrer Liebe beraubte, würden nicht Alle darin ein längſt im Geheimen abgekartetes Spiel ſehen?“

„Nein,“ antwortete er, ohne einen Augenblick zu zögern, und ſo kalt, daß ich erſchrocken aufblickte. „Wir wollen dieſen Punkt nicht weiter erörtern, ich würde Sie ja ohnehin nicht zu überzeugen vermögen, jedoch was mir nicht gelingt, kann doch vielleicht die Zeit. Sie wird es lehren. Nur eins bitte ich, beherzigen Sie: Was ich vorhin von mir geſagt habe, bezieht ſich auch auf Sie, — Eliſabeth und Sie gehen ſchon jetzt auf getrennten Pfaden; nicht lange werden Sie neben einander wandeln. Dann auf Nimmerwiederſehen, ewige Trennung. Denke daran, Beſſy,“ rief er mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit, „wenn dieſe Zeit gekommen iſt; denn Ihr Beiden werdet niemals werden, was Ihr einander waret, und die Scheideſtunde, die mir ſchon längſt ihr gegenüber geſchlagen, wird bald, ſehr bald auch für Dich kommen!“

Ich hörte seine Worte, und ein tiefer, bitterer Schmerz erfaßte mich, denn ich fühlte, er hatte Recht, und was er prophezeihte, war schon im Begriff, sich an mir zu erfüllen. Im Gefühle unsaglichen Elends und trostloser Verlassenheit schlug ich die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich. Mr. Herbert machte keinen Versuch, mich zu trösten. Er sprach kein Wort. Schweigend stand er an meiner Seite, und als ich, meine Thränen trocknend, zu ihm aufblickte, begegneten mir seine Augen mit einem liebevollen, traurig-ernsten Blicke.

„Und weshalb sagen Sie mir das Alles," rief ich fast zornig; „glauben Sie dadurch mein Herz zu gewinnen, daß Sie mir zeigen, wie so gar nichts mir geblieben ist? Daß die einzige Freundin, die ich geliebt habe und noch immer liebe, mich verachtet, verschmäht?"

„Das sagte ich nicht," entgegnete er rasch; „Gott verhüte, daß ich so etwas sagte! Wie könnte ein so warmherziges Wesen, wie Elisabeth, kalt bleiben gegen Sie, Bessy? Aber, Miß Carr, die Freundschaft gleicht der Liebe, — so treu und warm sie sein mag, es giebt unerbittliche Gesetze im Leben, welche sie zwischen Einigen unmöglich machen. Und, glauben Sie mir, das weiß Elisabeth selbst am besten. Welcher Mann darf sich ihrer Liebe rühmen? Welche Frau ihr vorwerfen, sie habe sich um ihre Freundschaft beworben? Was ihr gebührte, der Tribut der seltensten Schönheit und Anmuth, sie nahm

ihn auf wie eine Königin die Huldigungen ihrer Unterthanen, ohne dafür etwas wieder zu gewähren. Sie besaßen ihr Vertrauen ebensowenig als ich, und doch hatten Sie gewiß alle Gaben, um es zu gewinnen und zu verdienen. Sie sind so fern von allem Egoismus, so demüthig und hingebend, Sie vergessen sich selbst in ihrer Gegenwart gänzlich, wie das bescheidene Veilchen in der Nähe der Rose. Sie geben Alles und verlangen Nichts; und daran thaten Sie recht, denn Elisabeth konnte das nicht geben, was Sie bedurften."

„Und doch nannten Sie sie eben noch warmherzig," rief ich empört aus. Er schwieg eine Weile.

„Sie hat einmal einen Schatz zu verschenken gehabt," antwortete er endlich; „aber manche Frauen können nur einmal im Leben, und zwar nur einem Einzigen Alles schenken, ähnlich jenen Blumen, die sich nur dem Tage, und dann auch wieder nur der Sonne öffnen. So ist es mit Elisabeth!" Ich sprang auf.

„Ich kann es nicht mehr aushalten!" rief ich geängstigt und wandte mich zum Gehen. Er verstand mich und hielt mich nicht auf. Er blieb stehen, als ich an ihm vorübereilte, er folgte mir nicht. Und so schritt ich denn eiligen Fußes dahin, als könnte ich mein Leid dort zurücklassen. Ach! es ging mit mir, wohin ich auch wanderte, Thränen in den Augen und auf den Wangen kündeten den Sturm in meinem Herzen.

Viertes Kapitel.

Kaum zehn Minuten war ich so eilig fortgeschritten, als ich mich niedersetzen mußte. Ich war furchtbar erschöpft, geistig und körperlich niedergedrückt. Er folgte mir nicht nach, ich hatte schon ängstlich danach ausgespäht, so warf ich mich denn in das Gras, faltete die Hände um meine Kniee, legte meinen brennenden Kopf darauf, das Bild der bittersten Trostlosigkeit.

Laßt uns die Armen beklagen, denen die Versuchung nahe getreten, denn es ist ein schwerer Kampf, ein gar ernstes Entsagen. Mir war sie diesmal so verlockend in mein junges Leben getreten, und ich konnte mich nicht leicht darein finden, daß ich wirklich aufgeben müsse, was mich doch so unsaglich beglückt haben würde. Denn mit meiner ganzen jungen, warmen Seele sehnte ich mich, auf Mr. Herbert's Fragen mit einem freudigen „Ja" antworten zu dürfen, keine wilde Leidenschaft drängte mich zu ihm hin, aber eine unwiderstehliche Sehnsucht zog mich an sein Herz, unter seinen treuen Schutz. Ach, Ruhe und

Friede schien nur bei ihm zu finden zu sein! Alles, was mich bedrückte, der Tod von James, Elisabeth's Treulosigkeit, wie gern würde ich das Alles dort begraben in meinem neuen Leben? Und wie hatte er Recht, — wie glücklich würden wir Beide zusammen sein! Mein Herz klopfte hoch bei dem Bilde, das sich in diesen Worten mir enthüllte, das Bild glücklicher Liebe und stillen Entzückens. Ich sah hinaus bis an die Grenzen des Alters, und immer gleich in goldenem Glanz, und gleichmäßig sanft bewegt, floß der Strom unserer Liebe, unseres Glückes, nie vom Sturme der Eifersucht aufgewühlt! Und was hinderte mich denn, dies dargebotene Glück zu ergreifen? Elisabeth, die doch Herbert nie geliebt hatte, und die er auch jetzt längst nicht mehr liebte? War ich da nicht völlig frei, meine Hand auszustrecken; ohne daß Sünde und Schande oder Unehre meine Handlungsweise in den Augen Anderer strafbar machte? Ach, wäre jetzt Herbert bei mir gewesen und hätte in meinem Herzen gelesen, wie leicht würde es ihm geworden sein, alle meine Skrupel zu besiegen, wie schnell wäre das leise „Nein" in ein freudiges „Ja" verwandelt worden! Aber ich war und blieb allein und mochte nun vergebens bereuen, daß ich stark und selbstverläugnend gewesen war, ein Herz zurückzuweisen, welches sich mir in Liebe geöffnet, nur weil ich glaubte, es der Freundin schuldig zu sein! Durfte ich aus so schwachen Gründen ihn zurückweisen? War denn

Elisabeth's Freundschaft für mich des großen Opfers werth? Doch was halfen diese Argumente? Es war ja Niemand da, der mich zu dem rechten Ausweg geführt hätte. Ich stand endlich auf, warf jede Sehnsucht und alle Reuegedanken beiseite und schritt dem Hause zu, aber vergebens war es, daß ich mir zurief: „Du hast recht gehandelt," daß ich meine Ehre als Frau und meine Freundschaft für Elisabeth aufrief, um mich gegen mich selbst und den bittern Schmerz in meinem Herzen zu schützen, Alles vergebens! Kaum hatte ich das Haus erreicht, als mir schon auf der Terrasse Miß Dunn entgegen kam.

„Wie froh bin ich, daß Sie kommen," sagte sie mit einem Seufzer wahrer Erleichterung. „Die liebe Miß Russell hat wieder so furchtbare Kopfschmerzen, und Herr von Lusignan hat schon dreimal nach Ihnen gefragt. Ich war eben im Begriff, selbst nach Ihnen zu suchen; und bin wirklich froh, daß ich Sie finde, denn die arme Miß Russell kann nun einmal nicht ohne mich sein, wie Sie wissen."

Ich frug etwas ängstlich, wo sich mein Vormund befände, damit ich mich gleich zu ihm verfügen könnte, denn mich quälte eine geheime Angst, daß er vielleicht schon Kenntniß von meiner Zusammenkunft mit Mr. Herbert erlangt hätte, und ich nun vor seinen Richterstuhl gefordert werden sollte. Miß Dunn's Antwort, daß er im Wohnzimmer mit Mademoiselle sei, beruhigte mich einiger-

maßen, in ihrer Gegenwart konnte mir doch nicht so gar Schlimmes geschehen. Trotzdem klopfte mir das Herz, und ich war gewiß ganz blaß geworden, wenigstens sah mich Miß Dunn sehr sonderbar an als ich sie verließ und in das Wohnzimmer ging. Mein Vormund war schon seit längerer Zeit so finster und unnahbar, daß ich gar nicht erstaunt war, ihn mit einer wahren Richtermiene am Kamin stehen zu sehen. Ich zögerte an der Thüre. Er hielt einen Brief in der Hand.

„Wo ist Elisabeth?“ sagte er heftig, indem er ein paar Schritte mir entgegen kam. Ich fuhr zurück, und wäre am liebsten gleich wieder aus der Thüre geschlüpft.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete ich, als sie mich diesen Morgen verließ, wollte sie Briefe schreiben.“

„Sie hat keine Zeile geschrieben!“ rief er, mit erneuter Heftigkeit. „Sie ist ausgegangen. Mit meinen eigenen Augen habe ich sie gesehen. Wo ist sie nun jetzt?“

„In der That, lieber Vormund, ich weiß es nicht.“

Ich sprach zaghaft und hielt mich dicht an der Thüre.

Mademoiselle, die am äußersten Ende des Zimmers am Fenster saß, kam mir zu Hülfe.

„Sie erschrecken, Mignonne,“ sagte sie, mich zu sich winkend und liebevoll meine Hand fassend, „Herr von Lusignan, Sie dürfen meinem kleinen Liebling nicht so rauh begegnen! Liebes Kind,“ fuhr sie dann fort, und sah mir fest in's Gesicht, „was wir Dir sagen werden,

hat sich längst schon vorbereitet, und längeres Verschweigen wäre nutzlos. Wir haben alle Ursache, zu fürchten, daß Mrs. Henry von Lusignan — da ich sie nun einmal so nennen muß — uns betrogen hat; sie ist nicht die Wittwe meines Neffen, sie war nie seine Gattin, das Kind ist nicht das seine, also auch nicht Herrn von Lusignan's Enkel."

Sie sprach klar und gelassen, aber sehr fest, und ich stand wortlos vor ihr.

„Ich habe dies längst befürchtet und geahnet," fuhr Mademoiselle fort, „aber unsere eigenen Wünsche täuschen uns gar oft, oder wir lassen uns gern durch sie beschwichtigen. Diese Täuschung war eine so angenehme, wir Beide, Dein Vormund und ich selbst, öffneten unsere Herzen so willig dem Betrug, weil uns die überraschende Aehnlichkeit des Kindes so wunderbar anzog. Es gleicht meinem Neffen so ganz und gar!" Hier machte sie eine Pause, denn ihre Stimme brach vor unterdrücktem Weinen. „Und nun ist's vorüber," hub sie wieder gefaßt an, „Mutter und Kind sind uns Nichts mehr, keine Bande des Blutes binden uns, nur die Erinnerung an ein uns geschehenes Unrecht!"

„Aber das ist ja nicht möglich!" rief ich in Verzweiflung. „Elisabeth muß ja seine Wittwe sein, denn wenn sie das wirklich nicht ist, wer — wer in aller Welt kann sie denn sein?"

Mademoiselle schüttelte den Kopf. „Wer sie auch sein mag," sagte sie, „sie ist jedenfalls nicht jenes Mädchen, welches mein Neffe heirathete. Ich bin in der Kirche gewesen, in welcher die Trauung vollzogen worden, ich habe im Kirchenbuche nachgelesen und habe dort den Namen Luisa Jones, von einer kleinen, zitternden Mädchenhand geschrieben, gefunden. Diese Hand schrieb niemals jene Karte mit der Adresse, die uns zuerst so täuschte."

Ich mußte mich niedersetzen; trotz allen Andeutungen, die Mr. Herbert mir gemacht, traf mich doch der Schlag wie betäubend; erst nach einer Weile war ich im Stande zu sagen:

„Wo aber ist dann die wahre Frau Ihres Neffen, Mademoiselle? Wie würde sie einer Andern gestattet haben, ihren Platz einzunehmen? Das kann ja nicht sein!"

„Sie ist wohl todt," entgegnete Mademoiselle; „ja, ich fühle mich davon überzeugt, daß sie gestorben ist. Aber todt oder lebendig, — sie und Elisabeth sind nicht identisch."

„Um Gotteswillen, wer ist denn aber Elisabeth?" rief ich, außer mir, — wer ist sie?"

„Darüber wollen wir sie selbst befragen, doch zweifle ich, daß sie uns etwas sagen wird. Alles, was wir wissen, ist das, was wir Dir gesagt haben."

Und wieder rief ich:

„Es kann nicht sein. Wie hätte solch' ein Himmelsangesicht so lügen können!"

Mademoiselle schüttelte seufzend den Kopf:

„Ich habe auch den Pfarrer gesprochen, der das junge Paar getraut hat. Er erinnerte sich ganz deutlich der Feierlichkeit, er wußte genau das Jahr und die Zeit, den auffallenden Namen des Bräutigams, sein hübsches Aeußere beschrieb er klar, und auch das der Braut, die blaue Augen und flachsblondes Haar gehabt hätte. Erkennst du darin Elisabeth?“

„Aber er kann sich irren,“ sagte ich aufgeregt. „Wie viele Paare hat er getraut, sollte er sich nicht vielleicht hier irren?“

„So mag sie selbst uns darüber Rede stehen,“ sagte Mademoiselle mit leiser, bebender Stimme, denn eben öffnete sich das große Gartenfenster und völlig unbewußt, was für ein Sturm hier ihrer harrte, trat die schöne Frau herein. In ihrer Hand hielt sie ein kostbares Bouquet von Treibhauspflanzen. Man hatte nicht nöthig zu fragen, wer es ihr gegeben, denn hinter ihr erschien, ruhig, elegant und schön, wie immer, Mr. Gray und begrüßte uns Alle. Elisabeth warf sich in einen Armstuhl und sah glücklich aus.

„Es wird ein heißer Tag!“ sagte sie, sich zurücklehnend. „Sind das Orchideen, Mr. Gray? — Nicht? — Was sind es denn für seltene Arten?“

Sie blickte auf die Blumen, die in ihrem Schooße lagen; die kostbarsten, die nur der Reichthum zur Liebesgabe erwählen durfte, hatte ihr der glühende Verehrer zu

Füßen gelegt. Doch die schöne Frau wußte nicht, wie sehr schlecht ihr heiteres, harmloses Wesen zu unserer innern Zerrissenheit paßte.

Mein Vormund jedoch konnte sich nicht länger halten, trotz der abmahnenden Blicke von Mademoiselle, voll Wuth über Elisabeth's triumphirende Miene, mit der sie ihren neuen Sieg verkündete, trat er auf sie zu und hielt ihr den Brief hin.

„Madame," sagte er in einem heisern Tone, und mit Augen, die durch und durch zu blicken schienen, „Madame, ich will nicht einen Augenblick länger zögern, Ihnen eine Frage vorzulegen. Ich habe erfahren, und es außer allen Zweifel bestätigt gefunden, daß Sie durchaus nicht Diejenige sind, für welche ich Sie gehalten. Ich habe Sie in mein Haus aufgenommen, sie den Freunden meiner Familie vorgestellt als die Gattin, die Wittwe meines verlorenen Sohnes. Ich kann es nun aber mit meiner Ehre nicht länger vereinbaren, ich muß diese Täuschung enthüllen, und obgleich ich im Voraus überzeugt bin, daß es Ihnen ein Leichtes sein wird, sich zu identificiren, so muß ich doch, und das wird Sie kaum verwundern, Sie ernstlich ersuchen, dies gleich, und zwar hier zu thun."

Ich habe mich oft gewundert, weshalb mein Vormund so bitter und grausam die Lösung jenes Verhältnisses bewerkstelligte; aber ich glaubte, sein Inneres war viel zu erregt und er so furchtbar tief verletzt in dem einen Ge-

fühl, das ihn beglückt hatte, daß er nicht wußte, was er that. Bei seinen ersten Worten hatte sich Elisabeth rasch erhoben, und als er geendet stand sie wie vom Donner gerührt, die Blumen lagen ihr zu Füßen; nach einer Weile setzte sie sich wieder nieder und indem sie ihre Augen auf Herrn von Lusignan heftete, sagte sie mit leiser, gepreßter Stimme:

„Herr von Lusignan, ist dies männlich, ist dies ehrenhaft?“

„Ist dies wahr?“ frug er dagegen und gab ihr den Brief.

Sie überblickte ihn flüchtig, dann gab sie ihn mit einem ruhigen, verächtlichen Lächeln zurück. Vielleicht war es das nicht, was sie gefürchtet, — jedenfalls war sie wieder vollkommen gefaßt.

„Nun,“ sagte er, „Sie läugnen es nicht?“

„Nein,“ entgegnete sie, aufstehend und vor ihn hintretend, „ich läugne es nicht, Herr von Lusignan!“ Dann wandte sie sich zu Mr. Gray, der unterdessen in stummer Verwunderung zugehört hatte, und fuhr fort: „Wollen Sie mein Zeuge sein? Herr von Lusignan beschuldigt mich, ich sei nicht die Wittwe seines Sohnes, und ich will dagegen kein Wort des Widerspruchs erheben! Und was nun weiter, mein Herr?“ sagte sie dann, meinen Vormund mit festem Blicke messend.

„Was weiter?“ schrie er, todtenblaß vor Wuth,

„nichts als: wer Sie eigentlich sind, weiter will ich Nichts wissen!“

„Wissen Sie das denn nicht? Sie, der Allwissende?“ entgegnete sie, mit kalter Ironie. „Ich bin Mrs. Smith. Sie haben mich seit Monaten verfolgt und jetzt, dem Himmel sei Dank, ist das vorüber, und ich bin Mrs. Smith auf's Neue und für immer!“

Ich glaube mein Vormund hatte seinen Zorn erschöpft, denn er trat zu der schönen Frau, nachdem er einige Gänge im Zimmer hin und her gemacht hatte und sagte mit leiser Stimme, fast weich:

„Sie haben sich das Alles selbst zuzuschreiben, Elisabeth. Sie haben mir keine Wahl gelassen. Sie waren mir theuer wie eine Tochter; Ihr Kind war meines Herzens Liebling.“

Sie unterbrach ihn mit einer ungeduldigen Handbewegung.

„Ich bin aber nicht die Wittwe Ihres Sohnes,“ sagte sie; „sie war ja, laut dem Zeugnisse des Pastors, und fern sei es von mir, dies abzuläugnen, — ein blondes Mädchen, und ich habe dunkles Haar. Ich bin nicht die Wittwe Ihres Sohnes, war niemals seine Gattin und mein Kind ist nicht Ihr Enkel. Ist es diese Gewißheit, nach der Sie so ängstlich jagen? Wohlan, Sie haben sie nun. Aber ich läugne es ab, wenn Sie sagen, ich hätte Sie und Ihre Hülfe gesucht. Ich läugne es, wenn Sie

sagen, ich bedürfe Ihrer Liebe oder Ihres Geldes. Ich bin Mrs. Smith, — sind Sie damit zufrieden, mein Herr?“

„So haben Sie mir also Nichts zu sagen?“

„Nichts!“ Ihre Augen und ihre Lippen athmeten Trotz und Verachtung, als sie dieses Wort aussprach; dann wendete sie sich zu Mr. Gray und sagte sanft: „Nach dem, was hier vorgefallen ist, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß Sie völlig frei sind! Der Antrag, den Sie mir vor einer Weile gemacht, galt wohl der Schwiegertochter des Herrn von Lusignan, für welche Sie mich gehalten. Sie wissen nun, daß ich eine einfache Mrs. Smith war und bin, und zwar hat man Sie, mit feinem Tacte, gleich eingeweiht, daß ich eigentlich eine Betrügerin bin. Glauben Sie mir jedoch,“ fügte sie weich hinzu, und Thränen standen in ihren schönen Augen, „ich würde Sie gewiß nicht getäuscht haben, nein, gewiß nicht!“

O, was für eine Circe war sie, wie unrettbar verloren waren sie Alle in ihren Banden! Der feine Weltmann, der anfangs vor dieser Enthüllung scheu zurückgebebt war, wurde durch diese einfachen Worte und dem süßen Blick, der sie begleitete, wieder zum Sclaven. Er schritt auf Elisabeth zu, faßte ihre Hand und sagte:

„Wer Sie auch sein mögen, Sie sind ein edles herrliches Geschöpf; und ich erbitte mir als die höchste Gunst, nur einige Worte allein mit Ihnen reden zu dürfen.“

Die schöne Frau sah ihn anfänglich zweifelnd an,

dann neigte sie, wie zustimmend, ihr Haupt. Sie gingen zusammen hinaus in den Garten, und standen nur wenige Minuten in eifrigem Gespräche auf der Terrasse; dann verabschiedete sich Mr. Gray, während Elisabeth noch stehen blieb, die Hände fest gefaltet und starr vor sich hinblickend. Endlich schüttelte sie den Kopf, als wollte sie durch diese Bewegung böse Träume bannen, und kam wieder zu uns zurück. Zu uns sage ich, aber es war nur Herr von Lusignan, auf dem sich ihre Blicke hefteten, und ich bezweifle auch, daß sie in diesem Momente sich meiner und Mademoiselles Gegenwart bewußt war.

„Mein Herr," sagte sie, mit ruhiger, fester Stimme, „wenn dies Ihr Haus wäre, so würde ich es augenblicklich verlassen. Da dies jedoch nicht der Fall, so werden Sie es wohl nicht auffällig finden, wenn ich noch ein paar Tage hier verweile, — es müßte denn sein, daß Miß Russell es mich zu deutlich empfinden ließe, daß ich ein unwillkommener Gast bin."

Mein Vormund blickte von dem Stuhle, in welchem er sich geworfen hatte, zu ihr auf und seufzte tief. Ich glaube, sein Zorn war schon verraucht, nachdem der erste Schrecken der Entdeckung vorüber, und ihre Schönheit trat wieder in all' ihrer Macht an sein Herz heran, denn es bebte eine weiche Zärtlichkeit in seiner Stimme, als er sagte:

„Elisabeth, lassen Sie Frieden zwischen uns sein. Ich gestehe es ein, daß ich Sie zu diesem Betruge

gezwungen habe. Glauben Sie mir jedoch, daß ich für diesen Irrthum voll und hart gebüßt habe, denn ich habe mein ganzes Herz an ein Kind gehängt, welches, wie es scheint, mir ein völlig fremdes sein und bleiben muß, dennoch fürchte ich, meine Liebe zu ihm wird dieselbe bleiben. Urtheilen Sie also selbst über meine Qualen. Sagen Sie mir nur, wer Sie eigentlich sind! Ich kann es nicht glauben, daß Ihr Schweigen ein unwürdiges Geheimniß birgt. Sagen Sie mir nur das, und es soll Friede, stiller, ewiger Friede zwischen uns sein!“

Er streckte ihr bei diesen Worten die Hand entgegen, die dunklen Augen schimmerten feucht.

„Niemals,“ sagte sie, und ihre Augen flammten zornig, als sie sich abwendete, „niemals, Herr von Lusignan. Entweder sind Sie der Vater meines todten Gatten, oder Sie sind mir und meinen Knaben ein völlig Fremder.“

„Sagen Sie mir, wer sie sind,“ rief er wieder, ohne ihre Worte zu beachten. „Noch ist es Zeit, Elisabeth, — sagen Sie es mir um des Kindes Willen.“

„Ich bin Mrs. Smith,“ entgegnete sie mit klarer, kalter Stimme; „wissen Sie das noch nicht?“

„Elisabeth, Sie wissen nicht, was Sie thun, — was Sie mit diesen Worten verscherzen. Was für einen Namen und was für ein Vermögen haben Sie dem Kinde zu hinterlassen?“

„Den Namen Smith, und dreihundert Pfund jähr-

liche Rente," entgegnete sie mit leichtem Lachen; „und nun," fügte sie hinzu, indem sie sich nach der Thüre wandte, „ermächtige ich Sie, Miß Russell von Allem in Kenntniß zu setzen, denn Sie wissen, Herr von Lusignan, daß ich von Ihnen weder Gnade verlange noch erwarte."

Ich sah wie mein Vormund tief erröthete, aber er beantwortete diese Herausforderung nicht. Die Thür schloß sich hinter der schönen Frau, und einige Minuten lang blieben wir Alle stumm. Endlich erhob sich mein Vormund und sagte zu mir: „Ich kann dies Haus erst in einigen Tagen verlassen. Während dieser Zeit wünsche ich Deinen Verkehr mit der Dame, die uns so eben verlassen, nur auf das Allernothwendigste beschränkt zu sehen. Sollte ich trotzdem finden, daß von irgend einer Seite diesem Verbote zuwider gehandelt wird, so muß ich Dich natürlich von hier fortnehmen."

Und als er dies gesprochen hatte, verließ auch er das Zimmer. Ich wendete mich an Mademoiselle, die kein Wort dazu gesagt hatte.

„O theuerste Freundin!" rief ich, voll Angst die Hände ringend, „wie soll dies enden?"

„Der Himmel allein weiß es, Mignonne," erwiederte sie, mit sorgenvollen Blicken nach Oben schauend „Der Himmel allein, — nicht ich, denn noch niemals in meinem ganzen Leben war ich so gänzlich rathlos wie jetzt."

Ich sah sie forschend an, doch sie vermied meinen Blick.

„O Mademoiselle," rief ich zitternd, — „glauben Sie denn nicht, — wäre es denn nicht möglich, — denken Sie nicht, daß Ihr Harry — ich meine, vermuthen Sie nicht, daß Elisabeth —"

„Ich vermuthe nichts dergleichen," unterbrach mich Mademoiselle tief erröthend, und sprach fast leidenschaftlich erregt; „ich weiß aber nur das Eine, daß mein Liebling ein Ehrenmann war, und daß er sich der Expedition O'Donnells nicht angeschlossen haben würde, wenn er nicht frei gewesen wäre."

Fünftes Kapitel.

Den ganzen Tag über saß ich allein. Niemand kam mir zu nahe und ich konnte ganz nach Gefallen über die Dinge grübeln, die da geschehen waren. Zwei Gedanken quälten mich beständig, und ich zermarterte mein armes Hirn damit: Wer war Elisabeth? Und war es denn wirklich wahr und kein Traum, daß Mr. Herbert mich und nicht sie liebte?

So gingen die Stunden unbemerkt dahin, und das Buch in meinem Schooße blieb ungelesen. Bei Tische trafen wir uns wieder. Miß Dunn präsidirte, und ihr Geschwätz mit silberner Stimme, machte es nicht auffällig, daß wir Andern schweigsam waren.

„Sie glauben gar nicht, wie sehr unsere arme liebe Miß Russell leidet," sagte sie klagend; „bisweilen dringt der Schmerz hinter das Ohr, dann wieder ist er auf dem Kopfe, grade in der Mitte. Sie beschrieb es mir, als ob eine große Heuschrecke beständig hin und her hüpfe, und wahrlich, — man kann nicht wissen, was noch daraus wird. Der menschliche Organismus ist gar zu complicirt und eigenthümlich!"

Und so schwatzte sie unaufhörlich weiter, bis die Mahlzeit vorüber, und dann bedauerte sie auf's Neue, daß sie uns verlassen müsse, um zu der armen, lieben Miß Russell zu gehen.

Kaum war sie aus der Stube, als auch mein Vormund aufstand und, ohne ein Wort an uns zu richten, in den Garten hinaus trat. Ich konnte mir es nicht versagen, ihn zu beobachten, denn Harry spielte grade mit Watkins auf der Terrasse.

Herr von Lusignan warf doch einen flüchtigen Blick nach ihm hin, obgleich er den Kopf abgewendet hielt. Als das Kind beim raschen Lauf stolperte, sah ich das Zucken in den Armen meines Vormunds, er hätte ihm so gern geholfen, aber sein fester Wille hielt die Regung schnell zurück. Sah dies Elisabeth auch? Ich bezweifle es. Mademoiselle sah bleich und krank aus, und ging auf ihr Zimmer; nach einer Weile sagte Elisabeth, ohne mich dabei anzusehen:

„Komm mit in mein Zimmer, Bessy, ich bitte Dich darum."

Ich folgte ihr mit klopfendem Herzen. Sollte ich jetzt zum erstenmale ihr Vertrauen genießen? Wir betraten zusammen das Gemach, in welches sie mich so selten gerufen hatte. Ich sehe es noch vor mir, mit derselben Klarheit, wie ich es damals sah. Der graue Morgen war einem schönen Tage gewichen, und der Abend

war warm und hell. Der Abendhimmel in rosiger Färbung lag über den Wiesen, leichte Nebel wellten darüber hin, während die rothe Tapete des Zimmers wahrhaft zauberisch erglühte in dem reichen Sonnengold des Westens. Elisabeth setzte sich in einen Armstuhl am Fenster, und lehnte den schönen Kopf in die Hand. Die Augen starrten trübe vor sich hin. Ich zog mir einen Stuhl herbei und setzte mich ihr gegenüber, aber ich glaube kaum, daß sie mich bemerkte. Endlich sagte sie:

„Nun, Bessy, was sagst Du dazu?“

Ich sprang auf, warf meine Arme um ihren Hals und rief beschwörend:

„Ach, Elisabeth, sage mir die Wahrheit, was es auch sein mag. Sag' mir nur die Wahrheit.“

Sie schob mich fast kalt von sich.

„Ich habe Dir Nichts zu sagen,“ erwiederte sie. „Herr von Lusignan hat sich mir aufgedrängt, jetzt fällt es ihm ein, sich zurückzuziehen, mag es denn so sein.“

„Aber denke doch an Harry!“ bat ich, „denke doch an ihn!“ denn wir hörten in eben demselben Augenblicke einen heftigen Wortwechsel zwischen dem jungen Herrn und seiner Wärterin

„Das thue ich auch,“ erwiederte sie ungeduldig. „Herr von Lusignan läßt mir keine Wahl; Harry muß einen Stiefvater bekommen. Möge es denn ein liebevoller sein, Bessy!“

„Wird Herr von Lusignan das zugeben?“ frug ich Sie riß die Augen weit auf.

„Und warum nicht?“ rief sie; „hast Du denn nicht gehört, daß die Frau seines Sohnes blond war, und ich deshalb ja ganz unmöglich dieselbe Person sein kann? Folglich bin ich meine eigene Herrin!“

Ich wußte nicht, ob die schöne Frau die Schwiegertochter meines Vormundes war oder nicht, das aber wußte ich und empfand es als bittere Täuschung, daß ich, ebenso wie Herr von Lusignan, von dem Vertrauen Elisabeth's ausgeschlossen war.

„Ich wünschte wohl, Du könntest mir eine Heimat anbieten und wäre es nur auf kurze Zeit, Bessy,“ fuhr sie nach einer Pause fort. „Wärst Du doch die Herrin von Gray's-House auf vierzehn Tage, ich würde so gern bei Dir Zuflucht gesucht und diesem Hause den Rücken gekehrt haben, aber fortlaufen ohne Plan kann ich nicht, schon wegen Miß Dunn darf ich es nicht thun. Denn wissen mußt Du es, Bessy, daß mich diese Person noch mehr quält, als selbst Herr von Lusignan. Ich weiß,“ fügte sie mit bebenden Lippen hinzu, „daß er mich nur gar zu gern bei sich behalten möchte, während ich Miß Dunn, seit meinem Eintritt in dies Haus, beständig ein Dorn im Auge gewesen bin. Denn kannst Du es Dir nur denken, Bessy, diese Person glaubt noch immer, mit

ihrer Glattzüngigkeit und ihrer Stimme Mr. Gray gewinnen zu können!“

Ich staunte, als ich Elisabeth so reden hörte. Weniger darüber, daß Miß Dunn solche ehrgeizige Pläne hegte, als über den augenfälligen Verdruß, den die schöne Frau in Bezug darauf an den Tag legte. Sie gab sich auch keine Mühe, ihren Aerger zu verstecken, sondern fuhr fort:

„Deshalb bleibe ich auch noch hier; selbst nach dem, was diesen Morgen hier vorgefallen ist.“

Sie runzelte die Stirn, als ob sie vergebens nach einem Ausweg aus dieser Calamität suche; während ich vor ihr stand und mich selbst befrug, ob ich träume oder wache. Ein Klopfen an der Thüre erschreckte uns Beide. Es war nur ein Mädchen mit der Meldung, Mr. Herbert sei unten im Wohnzimmer und wünsche Frau von Lusignan zu sprechen. Wir wechselten Blicke des Erstaunens.

„Gut,“ antwortete Elisabeth, „ich werde kommen,“ und das Mädchen schloß die Thüre und verschwand. „Geh' Du zu ihm hinunter, Bessy,“ sagte Elisabeth. „Ich habe von ihm Nichts zu hören und ihm Nichts zu sagen. Sage Du ihm von mir, was Du willst,“ fügte sie ungeduldig hinzu, „was Du willst; hörst Du, Kind? Ich gebe Dir die Erlaubniß, Alles zu sagen.“ Und da ich noch immer

unentschlossen stehen blieb, nahm sie mich sanft bei der Hand und schob mich zur Thüre hinaus.

Ich ging die Treppe hinunter, so langsam, wie noch nie. Was sollte ich Mr. Herbert sagen, nachdem, was ich erst am Morgen von ihm gehört hatte? In solcher Ungewißheit trat ich in das Wohnzimmer, wo er stand. Die welken Blumen Elisabeths lagen zu seinen Füßen, wie mir schien, als trauriges Zeugniß der aus ihrem Leben geschiedenen Schönheit und Ehre. Ein einsames Wachslicht brannte auf dem Tische und beleuchtete das schöne, ernste Gesicht, welches sich jedoch bei meinem Anblick freudig aufhellte.

„Ach, wie gut sind Sie, daß Sie kommen!“ rief er erfreut.

Elisabeth schickt mich,“ erwiederte ich, „sie kann nicht selbst kommen.“

„Das heißt: sie will nicht, — so ist denn Alles vorbei.“

„Es ist vielleicht besser, wenn Sie Alles erfahren,“ sagte ich geängstigt. „Herr von Lusignan beschuldigt Elisabeth, daß sie gar nicht die Wittwe seines Sohnes sei und — und — ich glaube, nun heirathet sie den Mr. Gray.“

Mr. Herbert wechselte weder die Farbe, noch schien er überrascht zu sein, als er dies hörte. Er sagte nur:

„Nein, sie wird ihn niemals heirathen. Arme Elisabeth!“

Seine Stimme war voll Mitleid, aber nur voll Mitleid; ich aber war so voll von Schmerz, Bestürzung, Unklarheiten, daß ich wie in Verzweiflung meine Hände rang und weinte. Augenblicklich war er an meiner Seite.

„O, Bessy," rief er zärtlich, „um Gotteswillen, weine nicht, quäle Dich nicht. Alles wird und muß noch gut werden. Versuche es nur, Frau von Lusignan zu bewegen, hierher zu kommen, ehe ich mit dem Vormund und Mademoiselle Aubrey spreche."

Ich antwortete nicht, sondern lief sofort hinauf zu Elisabeth, innerlich jubelte mein Herz, denn ich hatte deutlich gesehen, daß ihn die Andeutung ihrer Verheirathung mit Mr. Gray durchaus kalt gelassen hatte.

„O, Elisabeth!" rief ich athemlos, „Du mußt augenblicklich zu Mr. Herbert gehen. Er hat Dir etwas Wichtiges mitzutheilen, ich bitte Dich für ihn!"

„Was kann er mir denn zu sagen haben, was mich interessirt?" entgegnete sie. „Er soll mir nur versichern, daß er meinem Harry ein liebevoller Stiefvater werden will, weiter will ich nichts von ihm!"

Diese Worte trafen mich wie ein Donnerschlag, und mein Gesicht muß wohl deutlich genug meine Bestürzung verrathen haben, denn Elisabeth sah mich scharf an und sagte:

„Du hast mir etwas mitzutheilen?"

„Ja," stotterte ich.

„Sage mir es in Deinem Zimmer," rief sie, und ich folgte ihr dorthin.

„Nun sprich," sagte sie, als sie die Thüre geschlossen. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich hätte schweigen dürfen. Aber ich durfte sie nicht in diesem Irrthum lassen, so durfte sie nicht vor Mr. Herbert treten. Wie eine Verbrecherin bebte ich und sagte endlich stockend:

„Mr. Herbert hat mir seine Hand angeboten."

Eine Pause entstand; dann sagte Elisabeth trocken:

„Wirklich? Nun gut," fügte sie nach einer abermaligen, längeren Pause hinzu, „was hast Du dazu gesagt? Ja, doch natürlich?"

„Elisabeth, thue mir nicht Unrecht!" rief ich, „ich habe seinen Antrag ausgeschlagen."

„Warum denn aber, nimm ihn doch, wenn Du ihn gern hast, Bessy," sagte sie. „Mr. Gray ist ebenso gut für mich. Da ich nun einmal dazu bestimmt bin, die elendeste der Frauen zu sein, so ist es schließlich gleich, in wessen Gesellschaft ich das sein muß."

Ich blickte in ihr Gesicht; wahrlich, darin stand Elend und Herzeleid deutlich und klar geschrieben.

„Aber weshalb mußt Du so elend bleiben?" frug ich, „so höre doch nur, was Dir Mr. Herbert zu sagen hat, ich glaube —"

Ein Blick von ihr unterbrach meine Rede.

„Ich mag nichts mehr hören," sagte sie; „und was

mich und mein Elend betrifft, Bessy, so kümmere Dich nicht darum. Sei glücklich, wenn Du kannst. Du liebst ihn noch nicht, aber wirst es schon lernen, und Deine künftige Residenz ist ein reizender Ort."

Ihre Worte trafen mich wie Nadelstiche, ich wand mich unter ihnen und rief kläglich:

„Ach, Elisabeth, habe doch Erbarmen! Ich meinte es gewiß nicht böse; aber — aber James hatte Recht, ich liebte Herbert schon damals, nur wagte ich nicht, mir es einzugestehen. Ach, glaube mir, noch diesen Morgen wußte ich es nicht!"

Sie sah mich staunend, ungläubig an.

„Lieben und es nicht wissen? Du mußt allerdings höchst unschuldig sein, Bessy! Im Augenblicke, als ich meinen Gatten sah, dachte ich: „O, glücklich das Weib, die er erwählt"; und in eben demselben Momente hat sein Herz gesprochen, wie er mir später gestanden: „Dies Weib — oder keine.""

Obgleich die Stimme weich und leise klang, so glühte doch eine Leidenschaft in den blauen Augen, eine Leidenschaft, deren Erinnerung allein jede Wirklichkeit, die das Leben zu bieten hatte, weit überwog. Wahrlich, als ich sie so sah, da verstand ich, daß ihrem todten Herzen die Wahl zwischen Mr. Herbert oder Mr. Gray ganz gleichgültig sein mußte. Elend mit dem Einen oder mit dem Andern, was machte das aus? Ihr Glück ruhte im Grabe.

„Komm her zu mir, Bessy," sagte Elisabeth, und streckte mir fast zärtlich die Hand entgegen, „ich danke Dir für Deine Offenheit. Es ist Dir nicht leicht geworden, und Du hättest es mir nicht zu sagen gebraucht, aber vielleicht hast Du mir dadurch eine Beschämung erspart. Gott segne Dich und lasse Dich sehr, sehr glücklich werden; sorge Dich auch nicht um meine Zukunft. Auch Mr. Gray ist nicht zu verachten," fügte sie mit traurigem Lächeln hinzu.

„Elisabeth, thue das nur nicht, ehe Du Mr. Herbert gehört hast. Glaube mir, er hat Dir etwas Ernstes, Wichtiges zu sagen."

Ich hätte noch mehr gesagt, aber das kalte Schweigen, mit dem sie mir zuhörte, ließ die Worte auf meinen Lippen ersterben.

„Ich muß wieder heirathen," sagte sie. „Je eher es vorüber ist, je besser. Mr. Gray wollte heute Morgen meine Weigerung nicht annehmen. Er soll morgen mein „Ja" empfangen; und was nun Mr. Herbert betrifft, so hat er mir durchaus nichts zu sagen, was ich nicht schon wüßte, das magst Du ihm nur sagen, Bessy. Da kannst ihm auch sagen, daß mein Leben vorüber — auf ewig vorüber ist. Lebe wohl! Gott segne Dich!"

Sie wandte sich von mir ab, nahm das Licht nnd schritt hinaus. Da stand ich nun, allein im dunklen Zimmer, und die Sterne schauten zum Fenster herein.

Die letzten Worte Elisabeth's tönten noch in meinen Ohren. Dies Leben, was für mich eben erst beginnen, sollte, wäre es wirklich für dies schöne Geschöpf vorbei auf ewig vorbei? So jung, und vor sich so ein trost=loses, ödes Leben? Sollte ich nun noch herunter gehen und Mr. Herbert sagen, daß er Recht gehabt und meine Mühe umsonst gewesen sei, denn sie wollte nichts hören, wollte nichts wissen? Und dennoch — nach einer kleinen Weile der Ueberlegung ging ich doch hinunter.

Mir klopfte das Herz, als ich die Thüre des Wohn=zimmers erreicht hatte. Könnte ich nur ihm zuflüstern: „Gieb die Hoffnung auf, Elisabeth kommt nicht", und dann verschwinden. Ja, wäre dies nur möglich gewesen! Auch die Liebe macht uns bisweilen so scheu, wie die Furcht. Wie so ganz verschieden war aber das ängstliche Gefühl, was ich jetzt empfand, von dem, was mich immer meinem Cousin James gegenüber erfüllt hatte. Meine ganze Seele trieb mich vorwärts, um den Geliebten zu sehen, und doch zögerte, bebte und bangte meine thörichte kleine Person an der Schwelle des Glückes. Endlich faßte ich mir ein Herz, riß die Thüre etwas stürmisch auf und trat herein.

Ich sah sofort, daß die Gnadenfrist für Elisabeth vorüber war, Mr. Herbert war nicht mehr allein. Er saß im ernsten Gespräch Herrn von Lusignan und Ma=demoiselle gegenüber, und die Gesichter seiner Zuhörer

zeigten deutlich, daß das, was er erzählte, etwas Seltsames, Ungewöhnliches, Erschütterndes war. Meine theure Freundin lehnte in ihrem Stuhl zurück, das Gesicht in Thränen gebadet; mein Vormund stand am Kamin, und auf seinem dunklen Gesichte konnte man die tiefste Bewegung lesen. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte er jedes Wort Mr. Herbert's. Ich glaube, sie sahen mich Alle beim Eintreten, jedoch Niemand rührte sich, und Mr. Herbert sprach weiter. Ich setzte mich auf einen Stuhl an der Thüre und hörte ihm zu.

„Ich wünschte, ich hätte Ihnen dies Alles weniger plötzlich mittheilen können; aber bedenken Sie, daß ich mich zum strengsten Geheimhalten verpflichtet hatte und davon erst seit einer Stunde befreit worden bin."

„Und er lebt wirklich? Ist es denn möglich? Nach all diesem unaussprechlichen Jammer, nach all diesem Elend, er lebt und kehrt zu uns zurück?"

Es war Mademoiselle, die mit vor Thränen halb erstickter Stimme so sprach. Wie ein Blitz durchfuhr mich der Gedanke: „War ihr geliebter Harry nicht todt? hatte man ihn wiedergefunden?" Und so unwahrscheinlich dieser Gedanke zuerst erschien, er wurde durch Mr. Herbert's weitere Worte bestätigt.

„Ich glaube," fuhr er fort, „Sie entsinnen sich noch jenes Artikels, der in der „Times" im vorigen Jahre erschien, während wir Alle in Fontainbleau waren? Man

hatte die Notiz aus einer Zeitung entnommen, die in Melbourne erschienen war, und worin mit klaren Worten stand, daß Harry von Lusignan, der Entdeckungsreisende, nicht ermordet worden, sondern nur in Gefangenschaft von den Eingeborenen gerathen wäre; daß er jetzt die Freiheit wiedererlangt habe und von einigen Reisenden auf seinem Rückwege nach Sydney gesehen und erkannt worden wäre. Ich gestehe, ich legte damals wenig Werth auf diese fast unglaublich klingende Kunde, aber Harry von Lusignan war der theure Freund meiner Jugend gewesen, und deshalb reiste ich sofort nach London, um einen Herrn Carter zu besuchen, von dem auch Sie gewiß gehört haben."

„Ja, Ja," sagte Herr von Lusignan, „er war der einzige Ueberlebende der Expedition und wurde deshalb sehr gefeiert. Er ist jetzt gestorben, wie ich höre."

„Ja," fuhr Mr. Herbert fort, „er ist todt; damals aber, als ich ihn aufsuchte, fand ich ihn im behaglichen Wohlstande lebend. Er bezog ein schönes Jahrgehalt, welches ihm, aus Interesse an seinem Schicksale, durch öffentliche Beiträge erworben worden war, und genoß noch nebenbei den Ruhm, treu ausgeharrt zu haben im Dienste der Wissenschaft. Ich wußte, daß Carter nicht nur die wichtigsten Notizen über Australien mitgebracht hatte und dadurch zum Mitglied fast jeder gelehrten Gesellschaft des In- und Auslandes geworden, — sondern daß er noch immer in genauem Verkehr mit Australien

geblieben war. Wenn mir also eine bestimmte Kunde werden konnte, so würde ich sie nur durch ihn erlangen, so dachte ich, als ich ihn um Aufklärung bat. Er lachte über den Artikel in der Zeitung und versicherte mir zu wiederholten Malen: „Ich habe nicht nur Lusignan an meiner Seite niederstürzen sehen, sondern ihn auch an Ort und Stelle begraben.“ Darauf ließ sich nichts sagen. Wenige Tage danach gab Carter die nämliche Erklärung in der „Times“, und die Sache wurde todtgeschwiegen. Einen Monat später ging ich selbst nach Australien, um einiges Geld dort einzucassiren, welches ich damals sehr nöthig brauchte. Ich hatte anfangs beabsichtigt, längere Zeit dort zu bleiben, aber die unerwartete Kunde von der glücklichen Wendung meiner Vermögensverhältnisse rief mich wieder in die Heimath zurück. Es war am Abend vor meiner Abreise, als ich in einer abgelegenen Straße plötzlich Harry von Lusignan mir gegenüber sah. Ich glaube, er hätte mich gern vermieden, und vielleicht wollte er sich nicht zu erkennen geben, meine lebhafte Freude aber, ihn, wenn auch sehr verändert, doch lebend vor mir zu sehen, machte, daß er es nicht versuchte, mir zu entrinnen. Was wir zusammen gesprochen haben, war nicht viel, aber bedeutsam.

„Gütiger Himmel! Harry,“ sagte ich, indem ich meine beiden Hände auf seine Schultern legte, „Du bist es? Du lebst?“

„Ich glaube es selbst," entgegnete er ruhig, „aber ich bitte Dich, schweige darüber, guter Junge. Die Welt muß mich noch eine Zeitlang für todt und begraben halten."

„Aber Carter hat mir ja gesagt, er hätte Dich selbst begraben? Wußte er denn, daß Du lebtest?"

„Carter wußte wenigstens, daß ich ihn beim Durchlesen meiner Privatbriefe ertappt hatte; daß wir darüber in heftigen Streit geriethen; daß er mich erstach, mich meiner Notizen und Papiere beraubte und mich dann, dem Anscheine nach für todt, im Blute schwimmend, in der glühenden Sonne liegen ließ," war seine Antwort.

Ich war sprachlos, als ich diese entsetzliche Beschuldigung hörte.

„Und eben deshalb, weil ich meine Zeit abwarten muß," fuhr er fort, „darf ich noch nicht vor der Welt wieder aus meinem Grabe hervorkommen. Bald aber komme ich nach England, und dann soll Carter von mir hören. So gieb mir nun denn Hand und Wort darauf, daß Du Deinen Mund nicht eher öffnen wirst, um zu sagen, daß ich lebe, als bis ich selbst Dir die Vollmacht dazu gebe."

Er sprach mit so ernster Bestimmtheit, daß ich mich nicht weigern konnte, ihm dies zu geloben. Mein Versprechen schien ihn sehr zu beruhigen; er schüttelte mir warm die Hände, versprach mir Nachricht geben zu wollen,

verließ mich jedoch ganz schnell, ohne mir Zeit zu irgend einer Frage zu lassen. Von diesem Tage an bis heute habe ich nichts von ihm gesehen."

„Aber Sie hörten von ihm!" rief Mademoiselle, in die Höhe fahrend, mit bleichen, angstvollen Zügen ihn anstarrend, „Sie sagten es uns!"

„Vor einer Stunde erst, und zwar zum ersten Male seit jener Begegnung in Australien. Als ich damals zurückkam, zog ich in England einige Erkundigungen über Carter ein. Er lebte noch in seiner behaglichen Häuslichkeit, genoß unverkürzt sein schönes Jahrgehalt, war das geehrte Mitglied gelehrter Gesellschaften, und vor Allen der berühmteste Forscher des Tages; aber über den Mann, den er niederträchtig beraubt und gemordet hatte, hörte ich nichts. Ich hatte kein Recht dazu, den Heuchler zu entlarven, aber, Gott allein weiß, wie schwer es mir geworden ist, mein Wort zu halten; wie oft ich mich selbst befragte, ob nicht durch das Veröffentlichen dieser Schandthat Harry's Leben aufs Neue in Gefahr gebracht werden würde. Dieser Gedanke quälte und ängstigte mich seither ganz fürchterlich, bis Carter's Tod, den die Zeitungen verkündeten, meine Zweifel lösten. Was auch geschehen war, es wäre nutzlos gewesen, dies Verbrechen jetzt an's Licht zu ziehen, ich schwieg, aber ich handelte. Ich zog Erkundigungen über Harry ein und leider hörte ich nichts Günstiges. Man schrieb mir: er sei bei dem Schiffbruch

der „Sylphe“ auf der Reise nach England umgekommen; andere Berichte wieder ließen ihn gesund und wohl in Melbourne leben. Dieser Brief jedoch, den ich vor einer Stunde empfing, zeigt, daß beide Nachrichten falsch waren. Wollen Sie ihn lesen?“

Er reichte mit diesen Worten Mademoiselle einen offenen Brief hin, ihre Hand zitterte jedoch so heftig, daß sie das Blatt nicht halten konnte. Herr von Lusignan nahm es ihr ab und las laut:

„Mein theurer Herbert!

‚Die Rache ist mein‘ sagt der Herr, und so hat es sich auch an mir bewährt. Als ich nach England zurückkam, völlig ausgerüstet, dem Feinde mit Beweisen entgegentreten zu können, da warf mich eine schwere Krankheit nieder, so, daß ich keinen Finger rühren konnte. Wochen, Monate schwanden dahin, ich schwebte zwischen Leben und Tod, ich war machtlos, den Mörder zu strafen, machtlos, Diejenigen aufzusuchen, die ich so zärtlich liebte. Als ich mich endlich erholt hatte, erfuhr ich den Tod Carter's, auch, daß Du der Besitzer von Grays-house in —shire geworden, daß mein Onkel und meine theuerste Freundin in Deiner Nähe zum Besuche verweilen. Ich hoffe, Du wirst mich auf einige Tage bei Dir aufnehmen und meinen Angehörigen vorsichtig die Kunde meiner Auferstehung beibringen. Ich reise von London morgen mit dem 7-Uhr-

Zuge ab und denke um 10 Uhr Abends in Hanvil zu sein —“

Hier fuhr Mademoiselle mit einem lauten Schrei empor:

„Er kommt, er kommt!“ rief sie, wild um sich blickend, „er kommt noch heute Abend! —“

Sie sagte nichts mehr, erschöpft, wie ohnmächtig sank sie in den Stuhl zurück. Ich lief zu ihr hin und rief

„O, Mr. Herbert, bitte, öffnen Sie das Fenster!“ Als ich jedoch nach ihm hinblickte, gewahrte ich Elisabeth, die, bleich wie der Tod, an seinen Stuhl gelehnt, dastand, wie eine Marmorstatue. Ich weiß es nicht, wie lange sie schon dagestanden haben mochte, noch wie sie so unbemerkt hereingekommen war. Es war ganz unmöglich, daß sie durch die Thüre gekommen sein konnte, an welcher ich saß, es war also nur die Möglichkeit, daß sie von der Terrasse her, durch das Gartenfenster unser Gespräch belauscht und endlich eingetreten war, als die allgemeine Aufregung uns Alle verwirrte. Später fand ich auch auf der Terrasse ihr feines Battisttaschentuch, in Stücke zerrissen und erklärte es mir auf diese Weise. Was nun folgte, war lauter Verwirrung. Mademoiselle war in Ohnmacht gefallen, und als ich mich mit ihr beschäftigte, trat Elisabeth hinzu und nahm mir ruhig aber bestimmt die Pflege um die Theure ab. Dann stürzte Miß Dunn herein, in vollster Aufregung, voll Fragen und Klagen;

und endlich wurde Mademoiselle wieder zum Bewußtsein gebracht und, von Elisabeth begleitet, auf ihr Zimmer getragen. Ich wäre so gern mitgegangen, doch mein Vormund befahl mir, unten zu bleiben.

„Alles, was sie bedarf, ist Ruhe," sagte er, und nicht ohne Absicht, wie mir es schien, um Miß Dunn von der Kranken fern zu halten.

„Es ist gleich halb zehn Uhr," fügte er hinzu, nach der Uhr sehend; „wollen wir nach der Station gehen?"

„Gern," entgegnete Mr. Herbert.

Sie gingen und ließen mich mit Miß Dunn allein.

„Nie in meinem Leben ist mir etwas Aehnliches geschehen!" rief das Fräulein, ihre Hände ringend. „Da spricht man nun von Seltsamkeiten, die nur in Romanen vorkommen, und was haben wir hier? Doch einen vollständigen Roman! Und da muß dieser Herr von Lusignan, den man für todt hielt, nach so vielen Jahren wieder zum Vorschein kommen! Ich erinnere mich seiner noch ganz genau, — er war ein sehr schöner Mann!"

„Sie kannten ihn!" rief ich überrascht; denn das war eben Miß Dunn's Manier, auf ganz unerwartete Weise ihre Kenntniß von dem oder jenem an den Tag zu bringen, so plötzlich wie ein Pistolenschuß.

„Ja, er kam häufig zu Miß Russell," entgegnete sie gelassen, — „sie liebt ja gescheidte Menschen so über Alles, wie Sie wissen. Sie lud ihn zu einer ihrer großen

Gesellschaften. Die jetzige Frau Henry von Lusignan war auch dabei, freilich damals noch als Miß Clare. Es waren zwei sehr schöne junge Leute, sie fielen dort allgemein auf; freilich sie war noch viel schöner als er. Die arme junge Wittwe, wie schrecklich muß es ihr sein, daß nicht ihr eigner Gatte dem Leben erhalten bleiben konnte. Ob dieser Mr. Harry wohl verheirathet sein mag? Ich glaube wohl nicht. Man hat mir erzählt, daß die sämmtlichen Mitglieder der Expedition nach Australien das Gelübde ablegen mußten, nicht zu heirathen. Haben Sie nicht auch davon gehört, Miß Carr?"

Ich stellte mich taub. Ich war der schlauen Fragerin durchaus nicht gewachsen. Ich fühlte nur, daß Elisabeth vor einem Abgrunde stand und gelobte mir es in meinem Herzen, daß, möge ihre Sünde sein, welche es wolle, meine Hand sie nicht hineinstoßen solle. Deshalb stand ich auch auf, ohne Miß Dunn's Fragen zu beantworten, hob das kleine, weiße Taschentuch Elisabeth's auf, welches neben der Glasthüre lag, und wollte es rasch einstecken, als Miß Dunn, deren Falkenblicken nichts entging, mich frug:

„Was war das? Ein Brief? Ich sah einen Brief, als ich eintrat.

Ich beantwortete ihre Frage ruhig, daß es ein Taschentuch gewesen sei, steckte es ruhig in die Tasche und sagte, daß ich auf mein Zimmer gehen wollte. Auch Miß Dunn

hatte dieselbe Absicht, sie wollte die arme, liebe Miß Russell von all' dem wunderbaren Geschehenen in Kenntniß setzen. Die liebe Frau von Lusignan sei von jeher ihr Liebling gewesen. Ich glaube, die wißbegierige Blondine hätte gar zu gern einen Blick zu Mademoiselle hineingeworfen, um zu sehen, wie es da stände, denn sie blieb an der Thüre stehen; doch dieser Wunsch wurde ihr nicht erfüllt. Elisabeth öffnete selbst die Thüre und blieb an der Schwelle ruhig, aber sehr bleich stehen, indem sie uns jedoch keineswegs zum Nähertreten ermuthigte.

„Mademoiselle Aubry ist besser," sagte sie, „aber sie bedarf noch einige Zeit vollkommener Ruhe."

„Ach, die Aermste," klagte Miß Dunn, „ich will es gern glauben!" Und sie ging weiter, nach Miß Russell's Zimmer.

Ich war stehen geblieben, weil ich hoffte, Elisabeth würde mich hereinrufen; aber da sie kein Wort sagte, legte ich nur ihr Taschentuch in ihre Hand und wandte mich stumm von ihr ab.

Sechstes Kapitel.

Mein Zimmer war dunkel, nur die Sterne blinkten freundlich herein. Ich trat an das geöffnete Fenster und lehnte mich weit hinaus, die frische Luft kühlte mein fieberheißes Blut. Ich wollte denken, und fürchtete mich doch vor dem Resultate ernsten Nachdenkens. Kummer und Demüthigung standen jetzt auf beiden Seiten des Weges, den Elisabeth zu gehen gezwungen war. Ihr trotziger, unbeugsamer Sinn hatte die Grube selbst gegraben, in welche sie nun stürzen mußte, und wer vermochte sie zu retten? „Arme, arme Elisabeth!“ hatte mein geliebter Freund gesagt. „Arme, arme Elisabeth,“ rief auch ich, „wenn nur die Hälfte meiner Befürchtungen wahr ist, wie schwer bist Du dann zu beklagen!“ Ihr Schicksal näherte sich mit raschen Schritten unaufhaltsam, unerbittlich, ich fühlte das, als ich so in die schweigende Nacht hinausstarrte. Aus der Ferne tönte der Schall der Glocken. Es war zehn Uhr. Eine lange Pause folgte, dann durchschnitt die Luft der schrille Pfiff einer Lokomotive. Abermaliges langes Schweigen, dann lautes Bellen der Hunde und nahende Fußtritte.

„Hierher, Harry," sagte mein Vormund. Eine Thüre schlug zu, dann war Alles still wie zuvor.

So war es denn wahr, keine müssige Erfindung, sondern Thatsache, der Vielbeweinte, der Langverlorene, der geliebte Pflegesohn meiner theuern Mademoiselle war wirklich wiedergekommen! Er war in diesem Augenblicke bei ihr! Ich rührte mich nicht vom Fenster; ich fühlte, daß ich bei dieser ersten heiligen Freude des Wiedersehens ausgeschlossen bleiben mußte. So schaute ich denn wieder hinaus in die schweigende Nacht. Kein Glockenton, kein Hundegebell störte jetzt die Stille der Natur, nur die Sterne leuchteten ruhig, kalt und klar in meine heißen, thränengefüllten Augen.

„Leiden und Freuden, sie berühren mich nicht," schien jeder leuchtende Stern zu sagen; „mein Glanz bleibt ewig! Was kümmern mich die kleinlichen Erdensorgen?"

Das Geräusch der sich öffnenden Thüre ließ mich auffahren und umblicken. Eine plötzliche Helle erfüllte mein Zimmer, Elisabeth war mit Licht hereingetreten und sagte sanft, als sie mein Erschrecken gewahrte:

„Fürchte Dich nicht, Bessy, ich bin es." Ich ging rasch auf sie zu, sie deutete jedoch stumm auf das offene Fenster. Nachdem ich es geschlossen hatte, ging ich wieder zu ihr hin. Sie hatte unterdessen das Licht niedergesetzt und sah mich mit ernsten, forschenden Blicken an:

„Bessy," sagte sie leise, „Du liebst mich, ich weiß,

daß Du es immer gethan haſt. Willſt Du mich retten? Du allein kannſt es!“

Ich frug ſie nicht, wie ich das im Stande ſein könnte, ich ſchlang nur zärtlich meine Arme um ihren Hals und all' meine heiße, unerſchütterliche Liebe zu ihr trat in meine Augen und auf meine Lippen.

„Alles, Alles will ich für Dich thun, Eliſabeth!“ rief ich begeiſtert.

„Segne Dich Gott für dies Wort, mein Liebling! Doch nun ſetze Dich und höre zu, was ich von Dir verlange.“

Sie hielt noch meine Hand und zog mich zu ſich nieder auf ein kleines Sopha.

„Du weißt, weſſen mich Dein Vormund an dieſem Morgen beſchuldigt hat,“ ſagte ſie. „Nun gut, Beſſy, ich geſtehe es Dir: ich bin nicht die Frau ſeines Sohnes; aber der Betrug falle allein auf das Haupt Deſſen zurück, der mich dazu zwang, der mir keinen Ausweg ließ, der mir ſeinen Namen und ſein Geld aufdrängte! Ich kann das, was er gethan, nicht ungeſchehen machen, ohne mein Geheimniß preiszugeben, und dazu,“ rief ſie mit kurzem Auflachen, „bringt mich nicht die Gewalt wilder Pferde. Dies Geheimniß, Beſſy, kann nur ein Menſch auf der ganzen weiten Welt verrathen, und der iſt eben jetzt im Hauſe.“

„Herrn von Luſignan's Neffe,“ ſagte ich, „haſt Du ihn geſehen?“

„Nein," entgegnete sie ruhig, „ich sah ihn noch nicht; aber ich lauschte an der Treppe und hörte seine Stimme vor kaum zehn Minuten auf dem Vorsaal. Ich habe ein besonderes Gedächtniß für Stimmen, deshalb erkannte ich die seinige sofort. Er ist es, Bessy, so wahr als wir Beide hier sitzen, er ist es!"

Ich sah sie forschend an; denn als ich so dicht bei ihr saß, fühlte ich, wie ihre zarte Gestalt erbebte, als ob ein innerer Frost sie schüttele, aber mit großer Selbstbeherrschung fuhr sie fort:

„Eben hat Herr von Lusignan nach mir geschickt; ich kenne seine Absicht und will sie vereiteln, koste es was es wolle. Er soll mich nicht besiegen, ich schwöre es! Und nun Bessy, eben deshalb komme ich zu Dir, Du mußt mir helfen. Ich verlange nur, daß Du diesen Zettel in die Hände des Neffen, aber verstohlen, legen sollst." Sie gab mir bei diesen Worten ein schmales, zusammengefaltetes Papier. „Er muß dies noch heute Abend erhalten," fuhr sie fort, „denn ich kann leicht errathen, was da unten vorgegangen ist und welche Falle man mir gelegt hat. Miß Russell hat ganz gewiß den neuen Ankömmling zum Bleiben aufgefordert. Verlaß' Dich darauf, Bessy, er wird heute Nacht hier schlafen und, obschon ich mich für heute habe entschuldigen lassen, so kann ich doch einem Zusammentreffen am nächsten Morgen nicht entgehen. Und deshalb, mein Liebling, sollst Du ihm dies Blättchen geben,

aber jetzt, eben jetzt. Du darfst die Zeilen auch getrost lesen," fügte sie ruhig hinzu, und fast mechanisch fielen meine Augen auf die wenigen Worte, welche das Papier enthielt, und ich las:

„Ich war Mrs. Smith, als wir uns zuletzt ge„sehen haben; jetzt lebe ich hier mit meinem Kinde als „Wittwe Ihres Cousins, des Herrn Henry von Lusig„nan. Bewahren Sie mein Geheimniß, mir soll es „keine Macht der Welt entreißen."

„Jetzt weißt Du, daß mein Geschick in Deinen Händen ruht," fuhr sie fort. „Dieser Mann kennt mein Geheimniß; er weiß es vielleicht selbst nicht, aber gleichviel, er allein hat den Schlüssel dazu, und Bessy, ich kenne ihn gut genug, um zu wissen, daß auch er, wenn er nicht überlistet wird, mich nie, nie verrathen wird."

Ich sah ihr traurig in das schöne, vor Erregung glühende Gesicht.

„So bist Du also wirklich nicht die Wittwe seines Sohnes?" rief ich mit unwillkührlichem Vorwurf und Bedauern im Tone meiner Stimme. „Ach, Elisabeth, willst Du mir auch jetzt noch nicht vertrauen? Wer bist Du?"

Sie wendete den Kopf ab.

„Bessy," sagte sie dann mit leiser Stimme, „der bitterste Tropfen in dem Kelch meiner Leiden war immer die Nothwendigkeit, Dich täuschen zu müssen; aber, Kind, man trieb mich dazu, — ach, wie oft habe ich mich da-

nach gesehnt, Dir mein Herz öffnen, es zu entlasten, — aber ich konnte es nicht! Ja, selbst jetzt noch, darf ich es nicht."

„Ach," rief ich tief bewegt, „was kümmert es mich, wer Du bist? Ich liebe Dich, Elisabeth, ich liebe Dich!"

„Und Du willst thun, was ich von Dir erbeten habe, Bessy?" frug sie, zärtlich in mein Gesicht blickend.

„Ja," entgegnete ich mit frohem Lächeln, „ich will es thun."

„Noch heut' Abend?" sagte sie schmeichelnd.

„Vielleicht läßt es sich heut' Abend nicht machen, Elisabeth," entgegnete ich zögernd.

„So wirst Du Morgen mit Tagesanbruch aufstehen, ich will Dich schon wecken, — und Du wirst aufpassen, wenn er die Treppe herunter kommt, denn er muß die Zeilen lesen, ehe er mich sieht. Ich bin noch leidend, hörst Du, Bessy, und werde deshalb auch spät zum Frühstück kommen; aber Liebling, Du mußt es dennoch versuchen, noch heut' Abend das Briefchen in seine Hände zu spielen. Versuche es nur."

„Aber wie soll ich das machen, Elisabeth?" wagte ich zu erwiedern, denn ich war wieder so völlig unter ihrem Bann, daß sie mit mir hätte machen können, was sie gewollt. „Was soll ich nur zum Vorwand nehmen, um jetzt wieder herunter zu gehen?" frug ich ängstlich.

„Auch daran habe ich gedacht, Du kleines Hasenherz,"

erwiederte sie sehr gefaßt. „Ich habe mein Riechfläschchen unten gelassen — weiß Du, ich brauchte es, als Mademoiselle ohnmächtig wurde, Du kannst einmal danach suchen, liebes Kind, und wenn Du sagst, daß ich krank sei und es bedürfte, so entschuldigt dieser Grund Dein Kommen vollständig, und Du sagst auch nur die Wahrheit."

„Aber sobald ich es gefunden habe, muß ich es Dir doch gleich bringen," wandte ich ein, „und da bleibt mir ja keine Zeit, Deinen Hauptwunsch zu erfüllen!"

„Vielleicht findest Du es nicht gleich," antwortete sie ruhig; „auch glaube ich bestimmt, daß er Dir helfen wird, es zu suchen, dann kannst Du ihm noch viel besser das Papier in die Hand schieben."

Ich fürchtete mich vor diesem Auftrag, der mir, einem völlig Fremden gegenüber, ganz ungeheuerlich vorkam.

„Ach, Elisabeth!" rief ich zusammenschreckend; „wie dürfte ich das wagen?"

„Könnte ich es selbst thun, würde ich es von Dir erbitten?" entgegnete sie.

In diesem Augenblicke gedachte ich daran, wie sie unermüdlich an meinem Krankenbette gesessen hatte und mein schwacher Widerstand war sofort überwunden; ach, wie verzweifelt mußte aber ihre Lage sein, wenn sie sich eines so kläglichen Werkzeuges, als es meine arme Person war, bedienen mußte? Ich machte weiter keine Einwendungen, sondern steckte das Briefchen in die Tasche und ging zur

Thüre. Elisabeth folgte mir, gab mir auf der Schwelle noch einen Kuß, zog mich in ihre Arme und sagte, indem sie mir tief und ernst in die Augen blickte:

„Bessy, denke daran, daß von diesem Blättchen für mich Leben und Tod abhängt!“

„Ich werde daran denken,“ sagte ich und ging hinunter.

Doch sowie ich aus der Gewalt von Elisabeth's Zauberbann war, schwand auch all' mein erkünstelter Muth, ja statt dessen erfaßte mich ein wahrhaftes Grausen. Wie durfte ich es wagen, ungerufen in das Zimmer zu treten, wo mein Vormund und sein lang verloren geglaubter Neffe zum erstenmale wieder beisammen waren, wo Mademoiselles thränenreiche Augen sich endlich wieder an dem Anblicke ihres Lieblings laben konnten? Wie durfte ich es wagen, dem fremden Manne zu nahen, ihm heimlich ein Papier zustecken? „Unmöglich! Ich muß es Elisabeth sagen,“ rief ich fast laut, „ich kann es nicht thun, es ist unmöglich.“ Ich wandte mich zur Rückkehr, doch kaum war ich einige Schritte gegangen, als ich stehen blieb, in meinem Herzen widerhallten ihre letzten Worte: „Denke daran, Bessy, daß von diesem Blättchen für mich Leben und Tod abhängt.“ Ich fühlte mich plötzlich wie neu belebt, komme was da wolle, ich mußte es wenigstens versuchen, Elisabeth's Auftrag zu erfüllen. Rasch, als wie in Verzweiflung, öffnete ich schnell die Thüre des Wohn-

zimmers. Viele Stimmen tönten mir entgegen, ich war, ohne zu klopfen, eingetreten. Mein Vormund, der mit dem Rücken gegen die Thür stand, drehte sich hastig um und gab mir den Blick frei, so daß ich einen blassen, jungen Mann, mit klarer, hoher Stirne und den schönsten Augen der Welt in einem Armstuhl sitzen sehen konnte. Neben ihm, fast an ihn gelehnt, saß Mademoiselle, und Beider Hände waren eng verschlungen; Miß Dunn und auch Miß Russell, welche sich wunderbar rasch erholt hatte, waren zugegen; aber mir sank das Herz, als ich Mr. Herbert, den ich im Stillen ersehnt, nicht dabei fand.

Herr von Lusignan warf mir einen so finstern Blick zu, daß ich wahrhaft erschrocken an der Thüre stehen blieb.

„Nun, Bessy?“ sagte er.

„Elisabeth hat ihr Riechfläschchen hier liegen lassen,“ stotterte ich, „sie ist so unwohl und braucht es.“

„Sie hatte es in der Hand, als sie auf ihr Zimmer ging,“ sagte er kurz.

Er sprach so sichtlich gereizt, daß der Fremde ihm einen erstaunten Blick zuwarf, der von ihm zu mir wanderte, an mir jedoch in nicht unfreundlicher Weise, wie prüfend, haften blieb. Ich konnte nicht ohne tiefe innere Bewegung in das Gesicht des Todtgeglaubten blicken. Er war, wie schon gesagt, ein bleich und kränklich aussehender Mann, aber in seinen Augen brannte das Feuer der Jugend und Leidenschaft.

„Darf ich denn nicht einmal danach suchen?“ frug ich schüchtern.

„Ich weiß zwar ganz bestimmt, daß sie es in der Hand hatte, als sie Mademoiselle Aubrey hinauf geleitete, jedoch suche danach so viel Du willst, Bessy,“ sprach mein Vormund.

Er stellte sich neben mich und sah mir genau auf die Finger, als ich unter den verschiedenen Büchern, Bildern, Albums, nach dem Flacon suchte. Das Briefchen hielt ich krampfhaft in der linken Hand, während die rechte ihre vergeblichen Nachforschungen anstellte. Ja, völlig vergeblich, jedoch war ich so mit meiner Aufgabe beschäftigt, daß selbst von dem Gespräche der Anwesenden nur Fragmente an mein Ohr schlugen. Ich hörte von „Blauen Bergen“, von „Eingebornen“, von „Reisenden“ sprechen; hörte Miß Russels entrüstetes: „Was für eine Räuberbande!“ erfuhr auch, daß Elisabeth's Vermuthung richtig gewesen und die alte Dame dem neuen Ankömmling ihre Gastfreundschaft angeboten und er sie angenommen hatte.

„Nun, Bessy,“ sagte mein Vormund, der nicht von meiner Seite gewichen war, „glaubst Du noch immer, daß Elisabeth ihr Flacon hier gelassen hat?“

Ich erwiederte leise, daß ich es nun auch bezweifelte und wollte das Zimmer verlassen, als mich Mademoiselle liebevoll zurückrief.

„Mignonne,“ sagte sie, mich an sich ziehend, „das ist

mein Harry. Noch habe ich nicht Zeit gehabt, Dir von meiner lieben Kleinen zu erzählen," fügte sie, zu ihm gewendet, hinzu, „aber wenn Du sie auch nicht kennst, sie kennt Dich ganz gut, Harry."

Er lächelte, und dieses flüchtige Lächeln glitt wie ein Sonnenstrahl über das bleiche Gesicht, und verklärte es für einen Augenblick zu wahrer Schönheit. O, hätte ich ihm nur jetzt ein Wort zuflüstern können! Wie fest war ich davon überzeugt, daß er niemals Elisabeth verrathen würde, wäre ihr Unrecht auch noch so groß! Aber als ich so vor ihm stand, jedes Auge auf uns gerichtet, da fühlte ich die gänzliche Unmöglichkeit, meinen Auftrag zu erfüllen. Ich hörte nur noch Mademoiselles gütige Worte, sagte dann, daß ich zurück zu Elisabeth gehen müsse, und verließ das Zimmer ohne Erfolg meiner Sendung. Elisabeth wartete schon auf mich in meinem Zimmer.

„Es war vergebens," sagte sie, als sie meine Niedergeschlagenheit bemerkte; „ich gestehe, es war ein kühner Versuch, und nun sage Du mir, was ich thun soll?"

Sie verbarg ihr Gesicht in beide Hände. Ich glaubte erst, sie weinte, aber als sie aufblickte, strahlte ihr Gesicht von einem wahrhaft verklärenden Glücke.

„Rathe mir, Bessy," sagte sie, „was wohl am besten zu thun wäre. Soll ich mit dem Frühzuge abreisen oder auf meinem Zimmer bleiben mit der heftigsten Migraine? Ich weiß, er wird nicht lange hier bleiben, und wenn er

erst fort ist, dann vermag ich schon wieder Herrn von Lusignan zu trotzen."

Die schöne Frau fand an mir einen sehr unbeholfenen Rathgeber, ich war ja so unerfahren in der Kunst des Betrugs. Alle meine Bedenken schienen sie jedoch durchaus nicht zu beirren, denn ihr ganzes Sinnen und Denken war nur darauf gerichtet, der augenblicklichen Gefahr der Entdeckung zu entgehen. Sie würde durch Feuer und Wasser gegangen sein, sie würde ihre unsterbliche Seele zum Opfer gebracht haben, Alles — nur nicht vor dem Feinde die Segel streichen.

„Elisabeth," schlug ich vor, „weshalb willst Du es denn nicht versuchen, diesem Herrn von Lusignan zu begegnen? Da er doch hier bleibt, so wird das nicht so schwer sein —"

„Schwer!" unterbrach sie mich mit einem bittern Lachen, „glaube mir nur, Bessy, Dein Herr Vormund wird mir dazu alle möglichen Mittel und Wege geben; aber denkst Du, ich würde ihm diesen Triumph gönnen, mich überlistet zu haben? Nein, er hat mir diesen Krieg aufgedrungen, nun gut, ich will bis zum Ende mich tapfer wehren! Und nun, Bessy," fügte sie nach einer Weile hinzu, „nun kann ich Dir auch sagen, was Du für mich thun sollst. Diesmal ist es etwas ganz Leichtes. Stecke das Briefchen in ein Couvert, adressire es an Herrn Harry von Lusignan und bringe es morgen früh

selbst auf die Post. Man wird es ihm im Laufe des Tages bringen und dann," fügte sie mit einem Seufzer, der wie Erlösung aus tiefster Brust kam, hinzu, „dann wird Alles gut sein."

„Elisabeth, wenn Du Dich nun an Mr. Herbert wendetest?" frug ich zaghaft.

Sie stand auf und sah mich mit flammenden Augen an.

„Siehst Du denn noch nicht, daß ich in dieser Sache Niemand trauen darf und kann? Ja, selbst Dir nicht, wenn ich einen andern Ausweg wüßte," rief sie mit leidenschaftlicher Erregung, „nun willst Du auch noch Mr. Herbert in das Geheimniß ziehen? Warum nicht auch Miß Dunn und Miß Russell? Ich schwöre Dir, mir sind diese Damen ebenso gleichgültig, als wie dieser Mr. Herbert."

„Und dennoch würdest Du ihn geheirathet haben!" sagte ich mit halberstickter Stimme.

Sie wurde todtenbleich und schritt zur Thüre; ich lief ihr nach.

„Elisabeth, ich wollte Dir nicht wehe thun," sagte ich angstvoll, „denke nicht mehr daran, was ich sagte; aber Du thust Unrecht, wenn Du Mr. Herbert so behandelst. Er ist Dein wahrer Freund, das darfst Du glauben."

„Ich glaube es wohl," entgegnete sie sehr gleichgültig, „aber weshalb verschwenden wir die Zeit mit so

unnützen Gesprächen. Willst Du thun, was ich von Dir erbeten, Bessy?“

„Du weißt, daß ich es thun will, Elisabeth,“ sagte ich, froh, daß sie wieder besänftigt schien.

„So thue es sogleich,“ rief sie ungeduldig. Das war bald geschehen. Die schöne Frau steckte das Briefchen in ein Couvert, welches ich adressirte und auf meinen Tisch legte, damit es mir gleich beim Erwachen in die Augen fallen sollte. Elisabeth dankte mir kühl, wünschte mir „Gute Nacht“ und ließ mich allein.

Ob ich schlief in dieser Nacht? Ich glaube nicht, obgleich ich die Stunden in fieberhaften Träumen zubrachte. Bald war ich in Fontainebleau, erkletterte Felsen, bald stürzte ich in Abgründe, und froh war ich, als endlich der Morgen dämmerte und ich leise, leise mich erhob, um so früh als möglich Elisabeths Auftrag zu erfüllen.

Sie hatte mich nicht geweckt, jedenfalls hatte sie es für besser gehalten, mich mir selbst zu überlassen.

Nur eine Furcht erfüllte mich, denn darin allerdings lag auch die einzige Möglichkeit der Entdeckung, daß mir nur Niemand auf meinem Wege zur Post und zurück begegnen möge. Das Glück begünstigte mich aber. Ich schlüpfte unbemerkt aus dem Hause und traf keine Seele auf meinem heimlichen Gange. Von Herzen froh darüber,

trat ich in den Garten, und dort stieß ich plötzlich auf meinen Vormund und seinen Neffen.

„Ah! Du bist sehr zeitig auf, kleines Fräulein," sagte Herr von Lusignan mit kalter Höflichkeit zu mir.

Ich stotterte etwas von der Schönheit des Gartens am frühen Morgen.

„O, entzückend!" entgegnete er ironisch, „aber weißt Du vielleicht auch schon, wie sich Elisabeth an diesem schönen Morgen befindet?"

Wie innerlich dankbar war ich, daß ich dies mit gutem Gewissen verneinen durfte.

„Ja, ja, ich glaube es schon," sagte er mit einem spöttischen Lächeln, und stieß einen Stein mit dem Fuße vor sich her, „ich glaube es schon."

Und mit diesen Worten schritt er und sein Begleiter davon.

Ich schlich mich hinauf an Elisabeth's Stube und klopfte leise an die Thüre; als hätte ich etwas Unrechtes begangen, so schlug mir das Herz.

„Herein," rief sie sanft.

Sie stand in der Mitte der Stube, völlig angekleidet, bleich, athemlos, als erwarte sie, von meinen Lippen ihr Todesurtheil zu vernehmen.

„Der Brief ist fort," rief ich.

Sie athmete tief auf, es schien ihr eine Last vom Herzen genommen zu sein, dann setzte sie sich nieder.

„Er wird ihn also heute noch bekommen," sagte sie, „und bis dahin werde ich auf meinem Zimmer bleiben, mit heftiger Migraine, nicht wahr, Bessy?"

Ich antwortete nicht.

„Komm mir nur nicht wieder mit Deinen Bedenken," sagte sie schmollend. „Ich will ja nun Alles allein machen. Vielleicht thust Du auch besser, mich jetzt allein zu lassen," fügte sie ungeduldig hinzu, „denn Menschen, die an Migraine leiden, dürfen nicht viel sprechen."

Somit war ich entlassen und wandte mich nach der Thüre. Ich hatte sie jedoch kaum erreicht, als ich zwei weiche Arme um meinen Hals fühlte und eine zarte Wange sich an die meinige schmiegte.

„Gott segne Dich!" flüsterte die schöne Frau. „Und nicht wahr, Du denkst nicht mehr an meine schlimme Laune? Ich kann es wahrhaftig nicht ändern, Bessy; ich kann nicht! Die Qual ist zu groß, die Prüfung allzu schwer!"

Und bei diesen Worten legte sie den Kopf auf meine Schulter und schluchzte, als ob ihr das Herz brechen sollte.

Wie hätte ich ihr zürnen können? Wie sie tadeln? Ich konnte sie nur lieben und bemitleiden und die tiefste Zärtlichkeit für die Schwergeprüfte empfinden. Aber ich fühlte auch, daß es für sie eine Wohlthat sein würde, wenn man sie allein ließ. Ich ging, und als ich die Thüre hinter mir schloß, war es mir, als ob ich eine

Bergeslast vom Herzen wälzte, denn die Atmosphäre von Lüge und Geheimniß, welche die schöne Elisabeth umgab, drückte mich wahrhaft nieder. Ich konnte sie von ganzem Herzen bemitleiden, ihr verzeihen und sie lieben, — aber verurtheilen mußte ich sie doch im Stillen. — Sie erschien, wie sie gesagt, nicht beim Frühstück. Ihre Migraine war so heftig aufgetreten, daß man sogar nach einem Arzte geschickt hatte, der denn auch äußerste Ruhe verordnete. Diese Nachricht wurde uns überbracht, als wir beim Frühstück saßen.

„Das trifft sich allerdings sehr unglücklich," sagte mein Vormund in seiner trockenen Weise; „Du mußt nun durchaus hier bleiben, bis Elisabeth wieder gesund ist, Harry. Den Knaben hast Du schon gesehen. Er gleicht seinem armen Vater, nicht wahr?"

„Mir scheint es, als habe er mehr Aehnlichkeit mit Ihnen," entgegnete der Neffe.

„Du mußt auch seine Mutter kennen lernen," fuhr mein Vormund fort. Sie ist ein reizendes Geschöpf, nicht wahr, Miß Russell?"

„O, gewiß!" erwiederte die Dame, „aber bitte, erzählen Sie wieder von den Wilden, Mr. Harry — verzeihen Sie, aber ich muß Sie doch noch Harry nennen, aus alter Gewohnheit."

„Aber Herr von Lusignan hat ja die Wittwe seines

Vetters schon früher gesehen!“ hub Miß Dunn plötzlich mit ihrer Silberstimme an.

Mir sank das Herz, Elisabeth's Geheimniß war verrathen! Aber die Hülfe sollte diesmal durch Miß Russell kommen.

„Ach was da,“ rief sie ungeduldig. „Ich will jetzt nur etwas von den Wilden hören.“

„Wo hätte denn Harry Elisabeth schon gesehen?“ frug mein Vormund, indem er sich rasch zu Miß Dunn wandte, während sein Neffe plötzlich aufmerksam und gespannt hinhorchte.

„Ich will aber nichts weiter hören, als von den Wilden,“ rief die alte Dame und warf einen wüthenden Blick auf Miß Dunn, indem sie ihr mit dem Kaffeelöffel stark auf die Finger klopfte. „Ich wünschte wirklich, Sie hörten einmal auf, solche Albernheiten zu erfinden, Dunn!“

Ich hatte sehr oft Gelegenheit gehabt, die unumschränkte Herrschaft anzuerkennen, welche Miß Dunn über ihre alte Freundin ausübte, jedoch diesmal zog sie es vor, nachzugeben und sich zu unterwerfen. Zu meiner großen Verwunderung wiederrief sie ihre Worte sogleich. Sie sagte:

„Ach ja, ich entsinne mich, wie konnte ich mich nur so irren! Ich dachte an Mr. Reed.“

„Natürlich,“ sagte Miß Russell sehr verdrießlich, denn sie war nicht zum Frühstück gekommen, um Familien-

angelegenheiten besprechen zu hören, die sie nicht interessirten. „Nun erzählen Sie mir wieder etwas von den Wilden," fügte sie bittend, zu Mr. Harry gewendet, hinzu. „Ich schwärme nämlich für die Wilden; bei Cooper sind es solche reizende Menschen, — nicht wahr, Miß Aubrey?"

Mademoiselles Stimme bebte ein wenig, als sie entgegnete:

„Miß Russell, würden Sie wohl so gütig sein, noch eine Weile zu warten, bis ich das Zimmer verlassen kann? Ich bin noch nicht im Stande, über Harry's Leiden und Gefahren sprechen zu hören. Nennen Sie es schwach, ich weiß auch, daß es so ist, aber ich kann nicht anders!"

„Aber er ist doch gesund und wohlbehalten wieder heimgekehrt?" sagte Miß Russell sehr ärgerlich.

Harry von Lusignan ließ Mademoiselle keine Zeit zur Antwort, sondern sagte ruhig:

„Es thut mir leid, daß ich Ihren Wunsch heute noch nicht erfüllen kann, Miß Russell. Meine Geschichte ist sehr lang, und ich muß Sie schon heute Nachmittag verlassen; auch sind mit meiner Gefangenschaft verschiedene Umstände verknüpft, deren Auseinandersetzung Sie zu lange aufhalten würde."

Trotzdem die alte Dame höchst ungnädig dreinblickte, blieb es doch bei der Entscheidung, das Frühstück wurde sehr schweigsam eingenommen, und nach demselben trennte

man sich. Miß Russell und Miß Dunn zogen sich in den chinesischen Pavillon zurück. Mein Vormund ging mit seinem Neffen in ernstem Gespräche auf und ab, und Mademoiselle saß am Fenster und weidete ihre Augen an der Gestalt ihres wiedergefundenen Lieblings.

Wohl mochte es reine Freude sein, welche ihr Herz durchströmte, denn trotzdem die Thränen ihre Wangen befeuchteten, so lächelte sie doch selig und verklärt. Ich glaubte erst, sie wüßte gar nichts von meiner Anwesenheit im Zimmer, aber ich irrte mich, denn sie wandte ihre frohen Augen zu mir hin und sagte:

„Mignonne, jetzt erst verstehe ich, was Simeon empfand, als er ausrief: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren.“ Es ist Seligkeit, dahingehen zu dürfen, wenn das höchste Glück über uns gekommen ist. Diese Wonne ist für mich die Krone irdischer Glückseligkeit, ich habe meinen Harry wieder; jetzt mag die letzte Stunde nahen, ich habe das Höchste genossen!“

Sie beugte ihren Kopf und die Thränen fielen auf ihre gefalteten Hände. Ich schlang meine Arme um ihren Hals, küßte sie zärtlich und flüsterte:

„Nicht wahr, theuerste Freundin, Sie zürnen mir nicht?“

Sie schien zu wissen, was ich meinte, denn sanft meine Liebkosung erwiedernd, sagte sie:

„Nein, Mignonne, es war eine zu schwere Prüfung für Dich.“

Wie schwer sie in der That gewesen, wie hätte sie das wissen können!

Noch immer schritten Oheim und Neffe auf und ab. In demselben Augenblicke, als sie an unserm Fenster vorüberkamen, überreichte der Diener meinem Vormund drei Briefe. Er nahm sie, gab dem Neffen — keinen. Mein Herz schlug fast laut. Ich war in Todesängsten. Da sah ich ja Elisabeth's Brief in der Hand ihres erbittertsten Feindes! Warum hatten wir auch nicht daran gedacht, daß die Gleichheit des Namens zu Verwechselungen führen könnte? Mein Vormund legte zwei Briefe neben sich und erbrach den ersten, den er langsam las. Sein Neffe ging unterdessen allein auf und ab und Mademoiselle gesellte sich bald zu ihm. Ich nahm eine Zeitung und that, als ob ich in diese Lectüre vertieft wäre, meine Augen schweiften jedoch darüber hin und beobachteten Herrn von Lusignan, der noch den ersten Brief las. Das konnte unmöglich der von Elisabeth sein, denn er war zu lang. Nachdem er ihn eingesteckt, nahm er den zweiten auf. Am liebsten wäre ich davongelaufen, so ängstigte ich mich. Aber wie festgebannt mußte ich bleiben. Der zweite Brief war gelesen, er griff nach dem dritten — das war der meinige. Herr von Lusignan sah die Aufschrift noch einmal an, dann sagte er ruhig:

„Der Brief ist an Dich, Harry!“

Der Neffe wandte sich um, sah mit Erstaunen den Brief in der Hand seines Onkels, nahm ihn und steckte ihn zu meiner großen Freude in die Tasche, um gleich wieder zu Mademoiselle zu gehen. Sie wandelten dann den Gartengang auf und ab. Ich hatte ganz vergessen, daß mein Vormund noch hier war, als ich den Beiden nachschaute, als sie aber verschwunden waren, begegneten mir seine Augen in seltsam ernster Bedeutung. Ich war so erschrocken, und wie ein armer Vogel, gebannt vom Blick der Schlange, blieb ich stehen, bis er mir winkte, zu ihm zu kommen. Ich gehorchte, mehr todt als lebendig.

„Komm mit,“ sagte er.

Er nahm mich nicht weit weg, nur auf Hörweite entfernt vom Hause. Als wir dort angekommen, stand er still und sagte kalt:

„Sie haben ein falsches Spiel gespielt, Miß Carr, aber Sie können Ihrer theuren Freundin auch zugleich sagen, daß es ein nutzloses und vergebliches gewesen, Elisabeth wird niemals meinen Neffen zu ihrem Mitschuldigen machen können.“

Mit diesen Worten verließ er mich.

Eine Weile blieb ich wie angewurzelt stehen, dann ging ich weiter vorwärts, denn ich hätte jetzt nicht vor Elisabeth treten können. Unglücklicherweise führte mich dieser Weg nach dem Pavillon, in welchem Miß Russell

sich eben die Zeitung von Miß Dunn vorlesen ließ. Durch welchen Zaubertelegraph die Letztere schon in Kenntniß davon gesetzt worden war, daß Mr. Harry einen Brief bekommen hatte, das weiß Gott. Aber, als hätte sie nur auf mich gewartet, überfiel Sie mich gleich mit der eifrigen Frage:

„Können Sie sich nur denken, von wem Mr. Harry von Lusignan hierher einen Brief bekommen konnte? Wer weiß denn von seinem Hiersein? Er kam auch mit der Post."

Miß Russell war glücklicherweise wieder ungeduldig, denn sie unterbrach Miß Dunn mit einem scharfen:

„Unsinn, der Brief kam von Mr. Herbert, von wem denn sonst?"

Aber diesmal ließ sich die blonde Miß nicht sofort beschwichtigen. „Mr. Herbert würde doch einen Diener geschickt haben," sagte sie, „welch ein Einfall, den Brief mit der Post zu schicken."

Welche Qualen litt ich bei ihren Worten, an alle diese Vermuthungen hatten wir ja gar nicht gedacht. Doch Miß Russell blieb dabei, daß Mr. Herbert den Brief doch lieber durch die Post, als von einem Diener besorgen ließe, der sich doch unterwegs betrinken könnte, u. s. w. Obgleich Miß Dunn noch nicht überzeugt aussah, so benutzte ich doch die eingetretene Pause, mich zu verabschieden. Ich suchte und fand ein stilles Plätzchen in dem Obstgarten.

Dort, unter einem Apfelbaum, dessen breite Zweige einen kühlen Schatten spendeten, setzte ich mich nieder, das Herz schwer vor Angst und Sorge. Dieses ewige Versteckenspielen war mir so entsetzlich! Ach, warum machte mich Elisabeth zu ihrer Mitschuldigen, obgleich sie mir doch nie ihr volles Vertrauen schenkte! Hätte ich nur meine allzu schwere Last auf die Schultern meines treuen Freundes legen dürfen, nur eine Weile lang! Könnte ich nur zu ihm gehen und ihm sagen: „Hilf mir tragen, denn ich bin so schwach, und Du so fest und so stark!“

Denn das war er, ich sah es jetzt so klar. Er hatte schon in Fontainebleau Elisabeth's Geheimniß errathen und mit bewunderungswerther Gewalt seine Liebe bemeistert. Er wußte, sie könne nie die Seinige werden, und hatte mit unerbittlicher Strenge sein Herz gezwungen, seinem Traume zu entsagen. Sie waren sich wieder begegnet, doch die Leidenschaft war nicht wieder aufgeflammt, sie war gestorben, um nicht wieder zu erwachen.

So wanderten meine Gedanken weit, weit hinweg, als das Geräusch von nahenden Fußtritten mich aufscheuchte. Ich sah auf und erblickte Harry von Lusignan den Weg daher kommen. Er war allein und in der Hand hielt er den Brief. Er sah ihn nochmals von allen Seiten an, setzte sich dann auf eine Bank unter einem großen Birnbaum, riß das Couvert ab, warf es nachlässig zu Boden und las.

Ich hielt den Athem an. Ich war ganz Auge und versuchte in seinen Zügen zu lesen. Aber vergebens. So wenig er auch meine Gegenwart ahnen konnte, so verzog sich doch keine Muskel seines Gesichtes, er blickte starr vor sich hin. Nach einer Weile stand er auf, hob das Couvert auf, steckte es in die Tasche und ging fort. Er blieb erst eine Weile, fast unmittelbar in meiner Nähe, sinnend stehen, doch blieb ich unbemerkt, und endlich schritt er dem Hause zu.

Siebentes Kapitel.

Mich erfüllte unaussprechliche Freude, Elisabeth war gerettet. Ich konnte es nicht bezweifeln. Hatte ich es doch mit meinen eigenen Augen gesehen, daß Harry von Lusignan die wenigen Zeilen las, welche meine Freundin vor grausamer Demüthigung bewahren sollten. Jetzt mußte ich schnell zu ihr laufen, ihr Alles erzählen. Mit leichtem Herzen eilte ich fort und nahm mich nur zusammen, als ich in der Nähe des Hauses war, aber glücklicherweise traf ich Niemand. Aber, was sollte ich nun Elisabeth sagen? Da war ich nun wieder in Verlegenheit! Ich ging auf mein Zimmer, um dort mich zu besinnen, und als ich auf dem Tische einen Zettel fand, auf den Elisabeth geschrieben hatte: „Komm zu mir, ich kann es nicht länger aushalten!“ da ging ich sogleich zu ihr hin. Ich fand die Aermste angekleidet auf ihrem Bette im halbdunkeln Zimmer liegen. Sie rührte sich nicht, als ich hereinkam, und nur als ich nahe herbeigekommen war und ihr zuflüsterte: „Ich bin es, Elisabeth,“ da fuhr sie auf und rief: „Nun?“

Nie werde ich ihren Anblick vergessen. Todtenbleich war ihr Gesicht, und noch entsetzlicher der Ausdruck der Angst und Pein, der auch dann noch nicht wich, als ich ihr antwortete: „Alles ist in Ordnung, er hat den Brief gelesen.“

„Er hat den Brief gelesen,“ wiederholte sie mechanisch, dann sank sie in die Kissen zurück und wandte das Gesicht nach der Wand.

Ich blieb noch eine Weile am Bette stehen, unentschlossen, ob ich ihr auch mehr noch sagen sollte, als sie verlangte. Mußte ich mir meines Vormundes Botschaft überbringen? Während ich noch zögerte, trat plötzlich Miß Dunn herein. Sie hatte nicht geklopft, ich hätte es hören müssen; aber mit ihrer gewöhnlichen Kühnheit sagte sie:

„Ich wagte kaum einzutreten, doch da Sie mich ermuthigten, Miß Carr, so habe ich mir erlaubt, nach unserer schönen, lieben Kranken zu sehen.“

Elisabeth rührte sich nicht, aber ich blickte Miß Dunn an, mit ganz unverstelltem Mißtrauen.

„Sie haben sich geirrt,“ sagte ich kalt, „ich habe Sie nicht zum Hereinkommen ermuthigt.“

„Wie? riefen Sie nicht „herein“? So habe ich mich getäuscht. Es thut mir so leid, die arme Mrs. Henry, sie scheint wirklich recht angegriffen zu sein. Ich bin auch nur gekommen, liebe Miß Carr, um Ihnen zu sagen, daß

Herr von Lusignan nach Ihnen gefragt hat. Sein Neffe will sogleich abreisen, und da glaubte ich gut zu thun, Sie und Mrs. Henry davon in Kenntniß zu setzen. Sie möchte ihn doch vielleicht gern sehen, die arme Liebe."

„Ist es wahr, Miß Dunn," frug ich sehr erstaunt, „reist er wirklich jetzt schon ab?"

„Ja, eben hat er einen Brief bekommen, wissen Sie, und der schien ihn außer aller Fassung gebracht zu haben. Er sieht ganz schrecklich aus, und Herr von Lusignan ist außer sich, die arme Mademoiselle leidet natürlich dabei sehr. Und ich glaube auch herausgefunden zu haben, daß dieser berühmte Reisende ein sehr heftiges Naturell hat. Der arme, liebe Kleine war ihm entgegen gelaufen, da fuhr er ihn so an und schob ihn beiseite. Ich bin überzeugt, wenn unsere liebliche Mrs. Henry hinunterginge, sie würde den Löwen zu zähmen verstehen."

„Bessy," flüsterte Elisabeth.

Ich ging dicht an ihr Bett und beugte mich über sie.

„Laß mich nicht so quälen," stöhnte sie leise, „nimm sie mit fort!"

„Ich glaube, es wird besser für die Kranke sein, wenn wir sie allein lassen," sagte ich, zu Miß Dunn gewendet.

„Ach, ich glaube das," erwiederte sie, so ruhig, als ob ich ihr die beste Nachricht mittheilte. Ich sah auch, daß sie ohne mich sich nicht entfernen würde so ging ich

denn mit ihr hinunter, die ganze Zeit über beklagte Miß Dunn die arme, liebe Mrs. Henry und erschöpfte sich in Rathschlägen, die man wohl ihr hätte geben sollen. Sie hätte ihr allerhand vorschlagen wollen, aber bei dem traurigen Anblick hätte sie es ganz vergessen. So schwatzte und quälte mich so, daß ich viel darum gegeben hätte, sie los zu werden.

„Niemand ist im Wohnzimmer," sagte sie, als ich als ich dort eintreten wollte, „Alle sind im Garten, ich werde Sie dorthin geleiten."

Ich stöhnte innerlich über diese allzubereite Dienstfertigkeit, aber ich fand bald heraus, daß sie guten Grund hatte, an meiner Seite zu bleiben, denn sie gestand mir lachend nach fünf Minuten, daß sie, um Mrs. Henry's Nerven etwas anzuregen, die Sache mit der plötzlichen Abreise des jungen Herrn etwas übertrieben habe. Sehen Sie, bei Miß Russell wirken derartige kleine Reizmittel besser als alle Tropfen und Riechfläschchen," fügte sie mit größter Kaltblütigkeit hinzu.

Ich blieb stehen und sah sie an. „So reist also Herrn von Lusignan's Neffe jetzt noch gar nicht ab?" rief ich empört.

„Nun ja, wissen Sie, er sagte, daß er heute abreisen würde," entgegnete sie lächelnd.

„Und Herr von Lusignan hat Sie gar nicht beauftragt, mich zu holen?" frug ich weiter.

„Er frug mich, wo Sie wären," entgegnete sie ruhig, „und da ich es nicht wußte, ging ich, Sie zu suchen."

Also Alles war erlogen, was Sie uns oben gesagt haben!" rief ich in heftigstem Zorn.

„Erlogen! Lieber Himmel, was für ein hartes Wort!" sagte Miß Dunn, noch immer lächelnd. „Sie wollen doch nicht fortgehen, Miß Carr?"

„Ja wohl, will ich das," entgegnete ich gereizt; „Herr von Lusignan will mich gar nicht sehen, und ich trage kein Verlangen danach, ihn von selbst aufzusuchen."

Mit diesen Worten wandte ich der betrügerischen Schlange den Rücken und ging zum Hause zurück. Ich hielt es für meine Pflicht, Elisabeth zu sagen, daß Alles erlogen gewesen, was Miß Dunn gesagt hatte. Aber das Böse keimt schnell. Ich fand Elisabeth's Zimmer leer, sie war fort, hinausgegangen, um in die schlau gelegte Falle zu stürzen. Ich lief ihr nach und hoffte sie noch zu erreichen, jedoch sie hatte einen zu großen Vorsprung, und als ich halb athemlos an dem Platze ankam, wo die Gesellschaft versammelt war, da sah ich durch die Blumenbeete von der andern Seite her Elisabeth gerade auf die Gruppe zukommen. Miß Russell saß mit Miß Dunn im schattigsten Winkel des chinesischen Pavillons, Mademoiselle nahe bei der Thür und Herr von Lusignan stand mit seinem Neffen im Freien. Elisabeth zuckte zusammen und blieb zögernd stehen, als sie die Herren

erblickte. Sie war todtenbleich aber vollkommen gefaßt, auch vollständig zum Ausgehen angekleidet, den Hut auf dem Kopfe, als wie zu einer Morgenpromenade gerüstet.

„Ich freue mich, daß Du Dich überwunden hast, Elisabeth," sagte mein Vormund, indem er erst sie, dann seinen Neffen anblickte.

Seine Stimme klang kalt wie Eis und hart wie Stahl. Ich bebte vor Angst. Was sollte nun folgen? Denn ich wußte: jetzt war die Entscheidung nahe.

„Kommen Sie doch lieber zu uns herein, liebe Mrs. Henry," rief Miß Russell von Innen, und ihr dunkles Gesicht schaute aus dem Fenster, „hier ist es so kühl."

Elisabeth antwortete nicht; ich glaube kaum, daß sie gehört hatte, daß man mit ihr gesprochen.

„Ich glaube, ihr seid euch nicht bekannt," fuhr Herr von Lusignan fort, beide scharf fixirend, und fügte dann nach einer Pause hinzu: „Elisabeth, erlaube mir, Dir meinen Neffen vorzustellen."

Harry verbeugte sich ernst; Elisabeth höflich aber fremd, dann lehnte sie sich an eine der hohen Steinvasen, die an den Thüren standen, und blickte auf die silbernen Sterne ihres schwarzen Fächers. Sie erschien äußerlich ruhig, aber ich sah das Wogen ihres Busens unter dem schwarzen Spitzenfichu.

„Und hier ist mein Enkel," sagte mein Vormund, auf den Kleinen zeigend, der eben vorüberlief.

Elisabeth hob die Augen zu ihm auf; ein Blitz der stolzesten Verachtung traf ihn, dann schaute sie wieder auf ihren Fächer

„Ein schöner Knabe," sagte sein Neffe, ohne nach dem Kinde zu blicken.

„Sie werden Ihre böse Migraine wieder bekommen, Mrs. Henry, wenn Sie in der Hitze draußen bleiben," rief Miß Russell abermals, den Kopf aus dem Fenster streckend.

„Harry, da Du noch heute abzureisen gedenkst, sollst Du, ehe Du uns verläßt, noch der Schiedsrichter zwischen mir und Deines Cousins Wittwe sein," sagte plötzlich Herr von Lusignan. „Wenn die Mutter dieses Knaben, da sie noch so jung ist, denn durchaus ihren Namen verändern muß, ist es da nicht einfache Gerechtigkeit, daß der Knabe bei mir bleibt?"

Ich sah, wie Elisabeth ihre bleichen Lippen zusammenpreßte, aber es kam kein Wort darüber. Harry jedoch schien tief erschüttert zu sein.

„Und ist diese Angelegenheit in der That so drängend?" frug er mit halb erstickter Stimme.

„So schien es mir wenigstens gestern," erwiederte mein Vormund, indem er Elisabeth anblickte.

Sie stand noch in derselben Stellung an die Vase gelehnt, sie spielte noch mit ihrem Fächer, aber sie glich einem Marmorbilde. Harry hob seine Augen zu ihrem

Gesichte auf, und sah sie fest an, dann wandte er sich ab und sagte nur:

„Wirklich?“

„Du siehst doch darin nichts Auffälliges?“ sagte sein Onkel mit bitterm Lachen, „die Zeit heilt alle Wunden. und schöne, junge Wittwen werden viel bewundert und umworben, ist's da ein Wunder, wenn sie Einen aus der Menge wählt? Und wahrlich, sie hätte nicht besser wählen können als den Mr. Gray.“

„Wirklich?“ sagte Harry wieder, und sein Blick streifte nochmals das bleiche, liebliche Antlitz vor ihm.

„Ja, wirklich,“ sagte mein Vormund und lachte wieder, obgleich die Adern auf seiner Stirne dick angeschwollen waren, so zornig tobte die Leidenschaft in ihm. „Du scheinst erstaunt zu sein, lieber Harry; anstatt der schönen Braut herzlich Glück zu wünschen, bleibst Du stumm!“

Der Neffe aber antwortete nicht, er schien die Worte gar nicht zu hören.

„Elisabeth,“ sagte er, weich.

Sie blickte zu ihm hin, jedoch ohne sich zu rühren.

„Komm zu mir,“ fügte er liebevoll hinzu. Sie ging zu ihm hin; er nahm ihre Hand, zog ihre zarte Gestalt fest an sich und sagte zärtlich: „Wie konntest Du an mir zweifeln?“ Sie antwortete nicht, sie schlang ihre beiden Arme um seinen Hals, legte den Kopf an seine Schulter und schluchzte: „Endlich, endlich!“

„Onkel," sagte Harry und blickte fest in das finstere Gesicht vor ihm, „weshalb hast Du das gethan? Elisabeth ist mein Weib und, wie es mir scheint, hast Du darum gewußt! Weshalb sagtest Du nun nicht gestern Abend zu mir: das Weib, nach der Dein Herz sich sehnt, Dein Kind, von dessen Dasein Du nichts weißt, sie sind Beide hier unter diesem Dache als meine Schützlinge? Ich würde Dich gesegnet haben. Weshalb gabst Du mir nicht einmal Zeit, Dir Alles zu gestehen, als ich vor einer Stunde erst die Wahrheit erfuhr? Glaubtest Du denn, ich würde Dich betrügen? Und weshalb, so frage ich Dich, weshalb bist Du so grausam gegen die Arme gewesen, Onkel, warum hast Du sie jetzt so gequält? Ich finde es schwer, Dir zu vergeben."

„Du, Du findest es schwer?" schrie Herr von Lusignan, und all' seine mühsam zurückgehaltene Wuth brach wie ein wilder Strom hervor; „wirst Du das noch sagen, wenn Du begreifst, was ich fühlen muß? Ich, der ich seit den letzten Jahren beständig in den Glauben hineingelogen worden bin, dies Weib sei meines Sohnes Wittwe, dies Kind mein Enkel, wo ein einziges Wort von ihr mich enttäuschen konnte? Gestern noch, als wir wußten, daß Du kommen würdest, und wir endlich zu ahnen begannen, was und wer sie eigentlich sei, da hat Deine Freundin," — hier zeigte er auf Mademoiselle, — „Alles angewandt, um die Wahrheit von ihr zu hören, auch sie konnte sie

nicht zum Geständniß bringen. O, Dein Weib, wenn sie das nun einmal ist, ist in der Sünde sehr hart und fest geworden, die Wahrheit kann sie nicht mehr sagen. Und weshalb dies hartnäckige Verschweigen? Würde sie uns nicht auch um Deinetwillen theuer gewesen sein? Hätte ich nicht auch Dein Kind geliebt, Harry?“

„Die Sünde ist mein,“ entgegnete der junge Mann tief erröthend, „mich allein treffe also auch der Vorwurf. Als ich mich damals verbindlich gemacht hatte, mit O'Donnell zu gehen, war ich unverheirathet, denn wie Du vielleicht wissen wirst, nahm er nur ledige Männer mit zur Expedition. Die Verhandlungen zerschlugen sich damals, an die Expedition wurde lange Zeit nicht mehr gedacht, plötzlich aber wurden sie wieder ernstlich aufgenommen und die Gewählten aufgefordert, sich einzustellen. In der Zwischenzeit war aber Elisabeth mein Weib geworden. Hätte ich das nun eingestanden, so würde die Welt achselzuckend gesagt haben: ‚Er heirathete schnell, um den Gefahren der Expedition zu entgehen. Er hat keinen Muth.“ Elisabeth aber, meine edle Elisabeth,“ hier blickte er zärtlich auf sie nieder, die an seiner Brust das schöne Gesicht verbarg, „opferte ihre Freiheit, gab ihren guten Namen preis, und das Alles, um meine Ehre über jeden Zweifel rein zu erhalten. Sie hat gethan, was kaum Eine unter Tausenden gethan haben würde. Sie hielt mich nicht, ja sie verbarg mir sogar die Hoffnung

auf unser Kind. Und das Opfer soll ich nun nicht auf den Knieen ihr danken?“

„Ich stimme Dir darin bei,“ sagte wieder Herr von Lusignan heftig, „daß nicht Eine unter Tausenden dies gethan haben würde, nicht Eine unter Tausenden würde daran gedacht haben, sich mit dem zweiten Gatten zu verbinden, wenn der Tod des ersten noch nicht bestätigt worden ist.“

„Onkel,“ rief hier Harry, mit weicher Stimme, „Dich verblendet die Leidenschaft. Du versuchst etwas sehr Schlimmes und Grausames, aber — Gott Lob — es ist etwas Unmögliches. Weder Du noch irgend Jemand in der weiten Welt vermag meinen Glauben an die Liebe dieses Weibes zu erschüttern. Weshalb darüber viel reden,“ fügte er mit einem triumphirenden Lächeln hinzu, „sie würde lieber zehnmal gestorben sein, als mein Geheimniß zu verrathen und einen Flecken auf meine Ehre fallen zu lassen. Und doch war ich für todt geglaubt und, wie Sie ja selbst sagen, auch Elisabeth hielt mich für todt. Dennoch sage ich: niemals würde Elisabeth wieder geheirathet haben!“

„Und ich sage Dir, sie hätte den Mr. Gray im Laufe der Woche noch geheirathet,“ unterbrach ihn mein Vormund.

„Sie würde ihn nie geheirathet haben!“ rief Harry zuversichtlich. „In der letzten Stunde, noch am Altar,

würde sie ihr ‚Nein' gerufen haben, oder auf und davon gegangen sein; sie wäre niemals sein Weib geworden."

Und als er so sprach, hob sie das schöne Gesicht von seiner Brust empor, schaute ihn an und ein süßes Lächeln strahlte auf ihren Zügen.

„Und nun, Onkel," sagte Harry seufzend, „müssen wir uns wieder trennen. Du hast es so gewollt, nicht ich. Ich wäre so gern noch eine Weile bei Dir geblieben, aber wie kann ich das unter diesen Umständen? Ich muß mein Weib und mein Kind aus Deinen Händen reißen."

Herr von Lusignan entgegnete kein Wort. Er lauschte mit düstern Blicken auf das fröhliche Jauchzen des Kindes, des in der Nähe spielte, ohne zu wissen, was hier vorging. Der Knabe war nicht sein Enkel, seit einiger Zeit schon wußte er das, dennoch hing sein ganzes Herz an ihm. Er hatte versucht, ihn zu vergessen, aber vergebens. Er liebte ihn zärtlich. Und jetzt mußte dies Kind für immer ihm entrissen werden, es mußte fortgehen mit seiner schwerbeleidigten Mutter.

„Elisabeth," sagte nun Harry, liebevoll zu ihr niederblickend.

„Ihr werdet doch jetzt noch nicht gehen," sagte Herr von Lusignan mit gepreßter Stimme.

Wieder blickte Harry auf Elisabeth.

„Nein, nein, keinen Augenblick länger!" sagte sie

heftig, und sich umwendend rief sie mit klarer Stimme ihren Knaben:

„Komm schnell zu mir, Harry!“

Auf ihren Ruf erschien das Kind erhitzt und athemlos.

„O, Großpapa!“ schrie es, „ich habe einen Vogel gefangen! Einen wirklichen, lebendigen!“

Er stand vor uns; aus den kleinen dicken Händchen guckte das ängstliche Köpfchen des kleinen Gefangenen heraus, die schwarzen Aeuglein bewegten sich hastig.

„Laß den Vogel fliegen,“ sagte mein Vormund, aber der Ton, in dem er diese Worte sprach, klang so seltsam, daß der Kleine mechanisch gehorchte. Er öffnete die Hand, mit einem Jubelschrei entfloh der Vogel und entschwand in die Lüfte.

„O, Großpapa!“ rief Harry betrübt, „er ist fort, ganz fort!“

Herr von Lusignan sagte kein Wort. Er hob den Knaben empor, er küßte ihn sanft, dann ging er fort, ohne uns nur noch anzusehen.

Die Thränen rollten über Mademoiselles bleiche Wangen, denn Harry und Elisabeth standen jetzt Arm in Arm vor ihr. „Gott segne Dich, mein Harry!“ sagte sie.

Elisabeth zog ihren Arm aus dem ihres Gatten, kniete vor der alten Dame nieder und umschlang sie zärtlich: „Ihnen würde ich es gesagt haben,“ sagte sie, „aber es war sein Geheimniß, nicht das meinige.“

Mademoiselle beugte sich nieder und küßte die schöne Frau liebevoll, aber sie sprach kein Wort.

„Wir gehen nach London," sagte Harry, „werden wir Dich dort sehen, Tantchen?"

Elisabeth faßte ihres Gatten Arm und zog ihn mit sich fort, als dränge es sie hinweg. Nicht ein einziges Mal fielen ihre Augen auf mich. Das konnte ich nicht aushalten. Ich sprang zu ihr hin. Ich schlang meine Arme um ihren Hals.

„Elisabeth, Elisabeth!" das war Alles, was ich sagen konnte.

„Leb' wohl, mein Liebling," sagte sie mit großer Innigkeit, und küßte mich immer und immer wieder.

„Leb' wohl!" wiederholte ich. „Ach, Elisabeth, werden wir uns niemals wiedersehen? Niemals?"

„Leb' wohl," sagte sie nochmals, und küßte mich noch zärtlicher; dann lehnte sie sich auf den Arm ihres Gatten, nahm ihr Kind bei der Hand und ging fort. Mademoiselle stand auf und folgte ihnen langsam nach, während ich, von Thränen fast blind, ihnen nachschaute.

„Brown, wo ist Brown?" tönte hier Miß Russell's scharfe Stimme aus dem Pavillon. „Rollen Sie meinen Stuhl heraus, Miß Dunn!"

„Ja, Liebste," entgegnete das Fräulein mit süßer Stimme, „regen Sie sich nur nicht so sehr auf."

„Aber ich will!" schrie die Dame in heller Wuth.

„Nennen Sie das etwa Höflichkeit, wenn Ihre Gäste nur zu Ihnen kommen, um ihre alten Streitigkeiten mit einander auszumachen, und sich nicht im Geringsten darum kümmern, ob Sie dabei sind, grade als wäre man ein Stock oder ein Stein? Habe ich nicht diese Mrs. Henry beständig aufgefordert, zu mir zu kommen, wegen ihrer Migraine? Hat sie mir auch nur geantwortet?“

„Sehr unhöflich, in der That,“ murmelte Miß Dunn, indem sie den gelben Stuhl herausrollte, und als die Damen bei mir vorüber zogen, warf mir die Alte einen Blick des Hasses zu, und schrie mit durchdringender Stimme:

„Und ich mag keinen Besuch mehr haben, ich will ruhig sein! Ich habe die Falbelei und die Schwafelei satt! Ich mag keinen Besuch mehr!“

Es thut mir leid, diese gemeinen Worte wiederholen zu müssen, aber mein Leser sieht daraus, wie roh Miß Russell war, und da sie Reichthum besaß, glaubte sie das Recht zu haben, jeder Laune Ausdruck geben zu dürfen. Ich begreife kaum, daß mich ihre Worte noch berührten, denn mein Herz war so übervoll, so voll, daß ich nicht einmal gesehen hatte, daß Mr. Herbert gekommen war, bis er dicht neben mir stand. Er hatte wohl eben auch Abschied von Elisabeth und ihrem Gatten genommen, denn das Rollen der Wagenräder verkündete ihre Abreise. Einen Augenblick sah er mich liebevoll und ernst an, dann zog er mich sanft in seine Arme und sagte: „Du weinst, Bessy;

gut, weine Dich aus, es wird Dir wohlthun, denn Du wirst Elisabeth nicht wiedersehen. Dann aber erinnere Dich, daß das Leben auch seine Rechte fordert, blicke vorwärts und nicht mehr zurück!“

Seine Stimme klang so weich, seine schönen Augen blickten so zärtlich, daß ich mit dem seligen Bewußtsein, endlich die Heimat gefunden zu haben, den Kopf an seiner Brust ruhen ließ. Ein Gefühl der wunderbarsten Ruhe und Sicherheit kam über mich. Er verlangte kein Gelübde, ich sprach kein Wort, aber ich war die Seinige von diesem Augenblicke an und er wußte es.

Noch an demselben Nachmittag verließ mein Vormund Hanvil. Ehe er abreiste, ließ er mich zu sich kommen und sagte zu mir:

„Dieses Mal sollst Du Deinen Willen haben, Bessy.“

„Ich? Meinen Willen?“

„Nun, oder wenn Du willst, Mr. Herbert's Willen,“ entgegnete er ungeduldig.

„Mademoiselle hat von mir den Auftrag, Alles für Dich zu besorgen.“

Das war unser Scheiden. An unserm Hochzeitstage erschien Herr von Lusignan noch einmal wieder, um dann auf Jahre lang zu verschwinden; aber er hatte mir meine geliebte Mademoiselle gelassen und so vermißte ich ihn

nicht sehr. Durch diese allein erfuhren Eugen und ich bisweilen etwas von Elisabeth und ihrem Gatten. Es ist hier nicht der Ort, Harry von Lusignan's Geschichte zu erzählen. Er selbst hat sie in nie zu vergessenden Blättern enthüllt. Einfach und bescheiden hat er darin diese wunderbare Reihe von Abenteuern, von Leiden, Verrath und endlicher Erlösung erzählt, in einer Weise, daß sie das Herz jedes fühlenden Menschen tief, tief erschüttern mußte; aber Niemand möge in diesem vielgelesenen, vielgepriesenen Werke nach dem Namen Elisabeth's suchen! Was sie um seinetwillen geduldet und gelitten, wie sie lieber gestorben wäre, ehe sie das Geheimniß, welches sie so tapfer bewahrt, preisgegeben hätte, wie sie selbst dann noch, als der Schleier des Geheimnisses dünn wie ein Spinngewebe geworden, muthig und fest geblieben, das hat ihr Gatte nie öffentlich erzählt. Aber verziehen hat er ihr Alles und ihre Liebe nie vergessen! Was bleibt mir nun noch zu sagen? Daß Mr. Gray trotz alledem sich nicht in den goldnen Locken der Miß Dunn fangen ließ, daß Miß Russell sich stets gleich geblieben, daß Polly lieb und gut und mein folgsames Pflegetöchterchen geworden ist? Und ich? Nun, ich bin die glücklichste Frau, — was bedarf es da noch weiterer Worte?

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Fr. Thiele in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kavanagh, Julia,

Bessy Roman in sechs Bänden von Julia Kavanagh

Bd.: 6

Leipzig 1873
P.o.angl. 571 g-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11162484-2